

# 1 Wie Bilder aussehen

Bilder erschließen sich uns *visuell*. Wir ertasten Bilder normalerweise nicht, sondern wir betrachten sie. Es ist ihr *Aussehen*, das im Vordergrund steht.

Aber wie sehen Bilder aus? Oder konkreter gefragt: Wie sehen Bilder aus, auf denen etwas bestimmtes, z.B. ein Gesicht, abgebildet ist? Die Antwort scheint sehr nahe zu liegen: Wie ein Gesicht, möchte man sagen. Ein Bild, auf dem ein Gesicht abgebildet ist, sieht auch so aus wie ein Gesicht. Vielleicht nicht ganz so wie ein wirkliches Gesicht, aber zumindest doch so ähnlich. Allgemein gesprochen scheint für typische Bilder zu gelten, dass sie so ähnlich aussehen wie X, wenn X darauf abgebildet ist.

Kaum jemand würde das bezweifeln. Aber man könnte beanstanden, dass damit nichts Interessantes über Bilder ausgesagt werde. Jeder Gegenstand ähnelt in irgendeiner Hinsicht jedem anderen, und ohne Spezifizierung, in welcher Hinsicht Bilder so aussehen wie das, was sie abbilden, bleibe die Aussage uninteressant. Überhaupt sei fraglich, ob ähnliches Aussehen notwendig für Bilder sei, und nicht nur ein Nebeneffekt, der bei einigen Bildern eben auftrete.

Ich möchte in diesem Kapitel zeigen, dass solche Bedenken unbegründet sind. Von einem Bild zu behaupten, es sehe so ähnlich aus wie das, was es abbildet, ist eine gehaltvolle und spezifische Aussage. Unser Begriff der visuellen Wahrnehmung, des *Sehens*, führt zu einem gehaltvollen Begriff des *Aussehens* eines Gegenstandes und dieser kann auf Bilder angewandt werden.

Dass Bilder so ähnlich aussehen wie die Dinge, die sie abbilden, ist zugleich der Ausgangspunkt für die folgenden Kapitel, in denen ich argumentieren werde, dass ein solches Aussehen von zentraler Bedeutung ist.

## 1.1 Sehen und Sehen, dass

Wir können unser Sehen, unsere visuelle Wahrnehmung, auf zwei verschiedene Weisen beschreiben. Die eine Weise betrifft das gesehene *Objekt*, die andere betrifft die *Überzeugungen*, die wir durch die Wahrnehmung gewonnen haben. Oder mehr begrifflich formuliert: es gibt einen Unterschied zwischen dem Ausdruck „etwas sehen“ und dem Ausdruck „sehen, dass etwas der Fall ist“. Man kann *eine Kokospalme* sehen (ein Objekt), und man kann sehen, *dass es eine Kokospalme ist* (eine Überzeugung).

Die Unterscheidung ist seit Dretske als nicht-epistemisches und epistemisches Sehen bekannt.<sup>3</sup> Ein Objekt zu sehen – ich werde einfach von *Objekt-Sehen* sprechen - nennt Dretske nicht-epistemisches Sehen, weil dafür keine speziellen Überzeugungen des Betrachters hinsichtlich des gesehenen Objektes notwendig sind. „Eine Person S sieht X“ funktioniert so wie „Eine Person S tritt auf X“, könnte man sagen.<sup>4</sup> Man kann auf einen Käfer treten, ohne zu *glauben*, dass man auf einen Käfer tritt. Und man muss auch keine anderen Überzeugungen über den Käfer haben, wenn man auf ihn tritt. Ebenso muss ein Betrachter keine bestimmten Überzeugungen über das Objekt haben, das er sieht. Man kann eine Kokospalme sehen, ohne zu glauben, dass es eine Kokospalme ist, z.B. weil man Kokos- und Dattelpalmen nicht auseinanderhalten kann. Und es gibt auch keine anderen Überzeugungen über Kokospalmen, die man dabei haben muss. Man kann eine Kokospalme sehen, ohne überhaupt den Begriff „Kokospalme“ zu beherrschen. Es ist sogar möglich eine Kokospalme zu sehen, wenn sie gar nicht als Kokospalme erkennbar ist, z.B. wenn sie nur als Punkt am Horizont auszumachen ist oder als dunkler Schatten in der Nacht.

Nicht nur *ohne* Überzeugungen kann man etwas sehen, sondern auch mit *falschen* Überzeugungen. Manche Leute sehen Nebelschwaden und glauben, es seien Geister, und andere sehen einen Fleck an der Wand und glauben, es sei eine Sehstörung. Wir können also mit Dretske folgern: „[non-epistemic seeing] is consistent, in other words, with any false belief one may care to mention about the generic character of what one is seeing. And since it seems obvious that it is also consistent with any true belief, it is logically independent of such beliefs.“<sup>5</sup>

Anders liegen die Dinge bei epistemischem Sehen. Zu sehen, *dass* etwas eine Kokospalme ist, impliziert, dass der Betrachter die Überzeugung hat, dass etwas eine Kokospalme ist. Man kann nicht *sehen*, *dass* etwas so-und-so ist, wenn man dann nicht auch *glaubt*, *dass* es so-und-so ist. Angenommen, um das Beispiel zu wechseln, jemand behauptet zu sehen, dass es draußen regnet. Dann kann er ohne Selbstwiderspruch nicht mehr behaupten, er glaube nicht, dass es draußen regnet. Aus „S sieht, dass p“ folgt „S glaubt, dass p“.

---

<sup>3</sup> Dretske, *Seeing and Knowing*.

<sup>4</sup> Dretske, *Seeing and Knowing*, S.5.

<sup>5</sup> Dretske, *Seeing and Knowing*, S. 9.

In welchem Verhältnis stehen epistemisches und Objekt-Sehen nun zueinander? Ob jemand ein Objekt sieht, ist nicht abhängig davon, dass er korrekte Überzeugungen über den gesehenen Gegenstand besitzt. Objekt-Sehen ist in dieser Hinsicht also unabhängig von epistemischem Sehen, was ja bestimmte Überzeugungen impliziert. „Peter sieht ein F“ setzt nicht voraus, dass Peter glaubt, es sei ein F, und so muss er auch nicht sehen können, dass es F ist. Man kann einen Terroristen sehen, ohne zu sehen, dass es ein Terrorist ist.<sup>6</sup>

Umgekehrt ist auch epistemisches Sehen nicht abhängig davon, dass man die betroffenen Dinge sehen kann. Wer sieht, dass etwas ein Schraubenzieher ist, muss nicht unbedingt einen Schraubenzieher sehen. Angenommen man beobachtet wie jemand in einem Geschäft einen verpackten Gegenstand kauft und erkennt an der Verpackung, dass es ein Schraubenzieher ist. Dann sieht man zwar nicht den Schraubenzieher, aber man sieht, dass es ein Schraubenzieher ist. An einem anderen Beispiel wird das noch deutlicher: Und um zu sehen, dass Paul den Raum verlassen hat, ist es sicherlich nicht notwendig Paul zu sehen, sondern eher ihn *nicht* zu sehen. Epistemisches Sehen kann sogar stattfinden, ohne dass dabei *irgendwelche* Dinge gesehen werden. Man kann sehen, dass die Kerze erloschen ist, ohne die Kerze zu sehen und ohne in der Dunkelheit, die nun herrscht, irgendetwas anderes sehen zu können.

In diesem Sinne gibt es also eine „logische“ Unabhängigkeit von epistemischem und nicht-epistemischem Sehen. Logische Unabhängigkeit bedeutet hier, dass man für die Aussage „S sieht, dass p“ keine Aussage „S sieht X“ angeben kann, die notwendigerweise gilt – und umgekehrt.

## **1 Objekt-Sehen**

Objekt-Sehen hat also eine gewisse Unabhängigkeit von epistemischen Sehen. Aber was ist es in einem positiven Sinn?

Eine Definition ist nicht leicht zu finden. Bestimmte kausale Verbindungen zum gesehenen Gegenstand z.B. sind wohl notwendig, aber nicht unbedingt hinreichend dafür, dass man etwas sieht. Und die zusätzliche Anwesenheit von einer phänomenalen

---

<sup>6</sup> Einige Autoren, z.B. Searle, *Intentionality*, S. 40 oder Pitcher, *A Theory of Perception*, S. 73 vertreten die These, dass man zwar keine bestimmte, aber mindestens irgend eine wahre Überzeugung über den Gegenstand gewinnen muss, damit man ihn sieht. Gegen diese These (und darin Dretske folgend) argumentiert Künne, *Sehen*, S. 117. Vielleicht muss jedoch gefordert werden, dass immer irgendeine Art von wahrer „Information“ über den Gegenstand gewonnen wird (siehe z.B. Evans, *The Varieties of Reference*, S. 122ff.).

Komponente oder von „visuellen Erlebnissen“ die erforderlich zu sein scheinen, sind mindestens ebenso erklärungsbedürftig wie der Begriff des Sehens selbst.

Doch eine Definition von Sehen ist auch nicht die Aufgabe dieser Arbeit und so werde ich im Weiteren eine Charakterisierung verwenden, die ebenfalls von Dretske stammt und unseren Begriff von Sehen recht genau trifft: Man sieht etwas genau dann, wenn *man einen Gegenstand visuell von anderen Gegenständen und von seiner Umgebung unterscheiden kann.*<sup>7</sup>

Einen Gegenstand visuell von seiner Umgebung unterscheiden zu können, ist eine notwendige Bedingung dafür, ihn zu sehen, weil es sonst nicht möglich wäre, seine Aufmerksamkeit auf ihn zu richten und nicht auf etwas ganz anderes. Eine mögliche Aufmerksamkeit ist aber notwendig dafür, dass wir von „sehen“ sprechen. Wer seine Aufmerksamkeit nicht auf ein Chamäleon richten kann, weil er es nicht von den Blättern unterscheiden kann, der sieht es auch nicht. Tarnfarben verhindern, dass man Dinge sieht, weil sie diese von ihrer Umgebung visuell ununterscheidbar machen.

Die Fähigkeit etwas visuell unterscheiden zu können, ist auch hinreichend dafür, dass man den Gegenstand sieht. Wer ein Flugzeug am Himmel visuell von dem Himmel unterscheiden kann, der sieht es auch - sogar dann, wenn nur ein Punkt zu erkennen ist.

Nehmen wir ein weiteres Beispiel: Ein Blatt Papier, das an einer Wand hängt und die gleiche Farbe hat, wie die Wand, so dass nirgends ein Unterschied zwischen Wand und Papier zu erkennen ist, kann man auch nicht sehen. Man schaut zwar direkt auf das Papier, aber man sieht es nicht. Man sieht es erst dann, wenn man es visuell von seiner Umgebung unterscheiden kann, z.B. weil die Ränder einen Schatten werfen.<sup>8</sup>

Es wird nun noch deutlicher, dass die Überzeugungen des Betrachters über das, was er sieht, für Objekt-Sehen nicht relevant sind. Was man visuell von seiner Umgebung unterscheidet, ist der vorhandene Gegenstand, und nicht das, von dem man glaubt, dass es dort vorhanden wäre. Wer ein Blatt für einen farbigen Schatten hält, sieht trotzdem ein Blatt und keinen farbigen Schatten, weil es ein Blatt *ist*, das man unterscheiden kann. Man kann nur diejenigen Dinge sehen, die auch vorhanden sind.

---

<sup>7</sup> Siehe Dretske, *Seeing and Knowing*, S. 20. Die Charakterisierung ist in gewisser Weise zirkulär, weil „sehen“ durch „visuelle“ Diskriminierungsfähigkeit erklärt wird.

<sup>8</sup> Wie immer gibt es auch hier schwierige Fälle: Steht man direkt vor einer Wand so sieht man diese, ohne dass man sie von ihrem Hintergrund unterscheiden kann, da sie das gesamte Blickfeld einnimmt. Doch ich glaube, man kann die Wand nur dann sehen, wenn man Details der Wand, z.B. die Oberflächenstruktur, sehen, d.h. visuell von einer Umgebung unterscheiden kann. Man sieht die Wand nur deshalb, weil man einen Teil der Wand sieht. Siehe Dretske, *Seeing and Knowing*, S. 24.

Aber ist das richtig? Diese letzte Aussage scheint zu stark zu sein. Es gibt Situationen, in denen man sagt, dass jemand etwas sieht, obwohl das, was er sieht, nicht vorhanden ist. Die üblichen Beispiele sind Halluzinationen, Nachbilder, Träume, Luftspiegelungen, längst verloschene Sterne oder visuelle Täuschungen. Ein Plättchen LSD reicht aus, damit jemand Dinge sieht, die nicht existieren, und ein Schlag aufs Auge genügt, um bunte Sterne zu sehen, wo keine sind.

Zugegeben: der Ausdruck „etwas sehen“ ist in unserer Umgangssprache nicht eindeutig. Manchmal wird er so benutzt, dass die Existenz des gesehenen Gegenstandes vorausgesetzt wird, manchmal nicht. Man kann mit der gleichen sprachlichen Berechtigung über eine Person im Drogenrausch behaupten „Er hat Elvis gesehen“ wie man sagen kann „Er hat Elvis nicht gesehen (sondern hatte Halluzinationen)“. Der Eindeutigkeit halber werde ich den Ausdruck so verwenden, dass Existenz vorausgesetzt wird, und man also nur dann einen Gegenstand sehen kann, wenn dieser auch vorhanden ist. Auf die anderen Fälle werde ich gleich zurückkommen.

Bisher habe ich von „Gegenständen“ gesprochen, die man sehen kann. Es ist sicherlich zu eng gefasst, wenn man darunter nur materielle Dinge verstehen würde. Man kann ebenso gut einen Schatten sehen oder einen Regenbogen, weil es möglich ist, beides von einem Hintergrund visuell zu unterscheiden. Außerdem kann man Ereignisse sehen, wie Unfälle, Explosionen oder eine Bewegung. Es ist nicht leicht, Kriterien anzugeben, von welcher Art die Dinge sein müssen, damit man sie sehen kann. Aber für unsere weitere Untersuchung besteht kein Problem darin, den Bereich von sichtbaren „Dingen“ eher weiter als enger zu fassen.

Wenn man sagt, dass jemand einen Gegenstand sieht, so bewegt man sich in einem „extensionalen“ Kontext, d.h. die Wahrheit von „Eine Person S sieht X“ hängt nicht davon ab, wie man X benennt. Wenn „der Morgenstern“ und „der Abendstern“ den gleichen Planeten bezeichnen, dann sieht man den Abendstern, wenn man den Morgenstern sieht. Man kann in beiden Fällen den gleichen Planeten visuell von einem Hintergrund unterscheiden.

Ein solches extensionales Substitutionsprinzip leitet sich aus der Überlegung ab, dass ein Satz über einen bestimmten Gegenstand wahr bleiben muss, wenn man den Gegenstand anders bezeichnet. Doch bekanntlich gilt das nicht für alle Kontexte, insbesondere nicht für Überzeugungen und die meisten anderen mentalen Einstellungen. Dort kann sich der Wahrheitswert ändern, wenn ein bezugnehmender Ausdruck durch

einen anderen ersetzt wird. Aussagen über epistemisches Sehen, wo es um gewonnene Überzeugungen geht, bilden im Gegensatz zu Objekt-Sehen daher einen „intensionalen“ Kontext. Wer sieht, *dass* am Himmel der Abendstern steht, muss nicht sehen, dass am Himmel der Morgenstern steht. Er muss ja nicht wissen, dass es sich um den gleichen Gegenstand handelt.

Einen Gegenstand zu sehen, bedeutet nicht, dass man jeden Teil des Gegenstandes sieht. „Etwas sehen“ ist in dieser Hinsicht wie „etwas berühren“.<sup>9</sup> Wenn man einen Teil berührt, dann hat man den ganzen Gegenstand berührt. Man kann Paul sehen, ohne dass man seine Füße sieht und im Extremfall reicht es sogar, wenn man nur einen winzigen Teil von ihm sieht. Wenn Paul sich z.B. verstecken will, aber einer seiner Finger noch zu erkennen ist, so können wir Paul noch immer sehen.

Die Bedingungen dafür, dass man einen Gegenstand sieht, sind also recht schwach. Man kann etwas sehen, wenn man nur einen kleinen Teil davon erkennt und noch dazu falsche Informationen darüber gewinnt. Allerdings ist es in manchen Zusammenhängen missführend, den Begriff von „Sehen“ in dieser „Minimalform“ zu verwenden. Um noch einmal mit Dretske zu sprechen:

„There is little *point* to saying that one saw Alice this morning, when this was from a distance of two hundred yards, if the center of interest happens to be whether she has more freckles this summer than last summer. And it would be positively misleading, although still quite *true*, to add ‘...and I did not see any freckles at all’.“<sup>10</sup>

Es ist ein Unterschied, ob eine Äußerung *wahr* ist, oder ob sie in einer Situation *angemessen* ist. Für die Angemessenheit einer Äußerung ist es notwendig, die Erwartungen des Kommunikationspartners zu berücksichtigen, und diese können in vielen Situationen ganz erheblich sein. Aber die Wahrheit des Ausdrucks „Eine Person S sieht X“ richtet sich nicht nach der Angemessenheit im Gespräch, sondern nur daran, ob die Person S den Gegenstand X visuell von einem Hintergrund unterscheiden kann.

## 2 Epistemisches Sehen

Ein Betrachter, nennen wir ihn wieder Paul, sieht auf der Straße einen Polizisten und sieht, *dass* der Mann ein Polizist ist. Durch epistemisches Sehen gewinnt er die

---

<sup>9</sup> Dretske, *Seeing and Knowing*, S. 28.

<sup>10</sup> Dretske, *Seeing and Knowing*, S. 28.

Überzeugung, dass es sich um einen Polizisten handelt. Welche Bedingungen müssen dafür erfüllt sein?

Betrachten wir dazu die *Rechtfertigungen*, die der Betrachter selbst für sein epistemisches Sehen geben würde, dass es sich um einen Polizisten handelt. Z.B. könnte Paul darauf verweisen, dass der Polizist eine Uniform trage. Er, Paul, sehe, dass der Mann eine Uniform trage, und da er wisse, dass Polizisten Polizeiuniformen tragen, könne er schließen, dass es einer sei. Er sieht, dass es ein Polizist ist, weil er etwas anderes sieht und daraus seine Schlüsse zieht. Paul sieht, dass p, weil er sieht, dass q und weiß dass  $p \rightarrow q$ .

Eine solche Rechtfertigung scheint nahe zu legen, dass es „grundlegende“ Sachverhalte gibt, die man unmittelbar epistemisch sehen kann, und dass anderes epistemisches Sehen auf Schlussfolgerungen aufbaut. Dass jemand eine Uniform trägt, sieht man unmittelbar, könnte man sagen, aber dass es ein Polizist ist, schließt man daraus. Oder um ein extremeres Beispiel zu wählen: Man sieht unmittelbar, dass die Tankanzeige auf leer steht, aber sieht dabei nur „mittelbar“, dass der Tank leer ist, indem man Schlüsse zieht. In letzter Konsequenz könnte man sogar annehmen, dass es nur Farben und simple Formen sind, von denen man unmittelbar sehen kann, dass sie vorliegen, während man alles andere daraus schließen muss.

Aber erinnern wir uns daran, dass die Hierarchie zwischen „unmittelbarem“ und „mittelbarem“ Sehen durch die *Rechtfertigung* von epistemischem Sehen gegeben war. Nun mag es zwar manchmal der Fall sein, dass man epistemisches Sehen von einem Sachverhalt durch epistemisches Sehen von einem anderen Sachverhalt rechtfertigt, der irgendwie „unmittelbarer“ gegeben ist. Aber das ist weder die einzige Rechtfertigung, die ein Betrachter hat, noch ist es die übliche. Wir rechtfertigen epistemisches Sehen meist durch ein ganzes Netz von Überzeugungen, die wir ebenfalls durch epistemisches Sehen oder auf anderem Wege gewonnen haben. Und dieses Netz ist nicht sehr hierarchisch aufgebaut. Wenn jemand sieht, dass eine Person ein Polizist ist, dann kann er das durch sein Sehen der grünen Uniform rechtfertigen, aber auch durch den typischen Standort des Mannes, vielleicht zusammen mit dessen Auftreten in einer Gruppe oder kleinen typischen Bewegungen. Eine Unterscheidung zwischen „unmittelbarem“ und „mittelbarem“ epistemischen Sehen ist hier kaum möglich.

Man darf nicht den Fehler begehen, die Voraussetzungen für epistemisches Sehen mit epistemischem Sehen selbst zu verwechseln. Manches muss der Fall sein, damit

man sehen kann, dass etwas anderes der Fall ist. Aber das bedeutet nicht, dass wir sehen, dass dies der Fall ist. Wenn der Polizist z.B. keine Uniform tragen würde, dann könnte man nicht sehen, dass es ein Polizist ist. Aber daraus folgt nicht, dass man sieht, dass er eine Uniform trägt wenn man sieht, dass es ein Polizist ist. Ein Kind kann ja sehen, dass jemand ein Polizist ist, ohne den Begriff einer Uniform zu besitzen. Auch erwachsene Menschen können ein untrügliches Gespür dafür haben, etwas visuell zu erkennen, ohne genau sagen zu können, wie sie das tun. Die wenigsten haben ja bisher darüber nachgedacht, warum sie z.B. Polizisten als Polizisten erkennen.

Ein bestimmtes epistemisches Sehen bedeutet eine bestimmte Überzeugung zu gewinnen. Ein Betrachter muss *die Überzeugung, dass p* gewinnen, damit er *sieht, dass p*. Ob man dabei andere Überzeugungen über Farben, Formen oder Uniformen gewinnt, mit denen man die gewonnene Überzeugung rechtfertigen kann, ist dabei meist gar nicht interessant. Es wäre ja auch misslich, wenn man epistemisches Sehen immer durch „unmittelbares“ epistemisches Sehen rechtfertigen müsste. Denn dann bliebe diese „unmittelbare“ Sehen ja selbst ohne Rechtfertigung.

Stattdessen rechtfertigen wir „mittelbares“ und „unmittelbares“ epistemischen Sehen meist auf die gleiche Weise, nämlich mit der *Zuverlässigkeit* unserer visuellen Fähigkeiten. Liegt Paul beim Erkennen von Polizisten immer richtig, so sind wir bereit, ihm zuzugestehen, dass er sehen kann, dass jemand ein Polizist ist –auch dann, wenn wir nicht genau verstehen, wie er das tut und was er sonst noch sieht. Liegt er dagegen immer falsch und bezeichnet alle möglichen Leute als Polizisten, so werden wir in den Fällen, in denen es sich zufällig tatsächlich um Polizisten handelt, nicht behaupten, er könne sehen, dass es einer ist. Sehen zu können, dass p oder visuell zu erkennen, dass p, ist eine Fähigkeit, und zwar eine solche, mit der man auf visuellem Wege Überzeugungen gewinnen kann. Die beste Rechtfertigung dafür, dass man sieht, dass p, ist die Zuverlässigkeit mit der man p visuell normalerweise erkennen kann.<sup>11</sup>

Das hat auch damit zu tun, dass es bei epistemischem Sehen um die Gewinnung von *wahren* Überzeugungen geht. „Sehen dass“ ist ein „Erfolgs-Verb“ im Sinne Ryles.<sup>12</sup> Man sieht nur dann, dass p, wenn p tatsächlich der Fall ist. Man kann nicht sehen, dass

---

<sup>11</sup> Das gleiche gilt ja auch für „epistemisches Hören“. Man kann nur dann hören, dass etwas eine bestimmte Eigenschaft hat, wenn man es zuverlässig durch Hören erkennen kann. Nur wenn jemand Blaumeisen immer wieder an ihrem Gesang erkennen kann, hört er im Einzelfall, dass es eine Blaumeise ist.

<sup>12</sup> Ryle, *Concept of Mind*, S. 149ff.; Künne, *Sehen*, S. 110 spricht von der „Faktizitätsbedingung“.

es regnet, wenn es nicht regnet, und man kann nicht sehen, dass jemand ein Polizist ist, wenn er kein Polizist ist.

Epistemisches Sehen ist die Anwendung einer visuellen Fähigkeit, bestimmte wahre Überzeugungen zu gewinnen. Es wäre daher irreführend es als „subjektiven“ oder „inneren“ Vorgang zu bezeichnen. Die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit jemand sieht, dass etwas der Fall ist, sind nicht die Bedingungen eines inneren Vorganges. Zumindest in zweierlei Hinsicht müssen „äußere“ Bedingungen erfüllt sein. Erstens muss die visuelle Fähigkeit des Betrachters als zuverlässig eingeschätzt werden. Und zweitens muss die gewonnene Überzeugung wahr sein. In beiden Fällen ist es nicht unbedingt der Betrachter selbst, der dies am besten beurteilen kann.

### **3 Bilder sind nicht transparent**

Gerüstet mit den Begriffen von Objekt-Sehen und epistemischen Sehen können wir jetzt die Wahrnehmung von Bildern untersuchen. Wenn man ein Bild von Napoleon betrachtet, so sieht man nicht nur das Bild, sondern man sieht Napoleon auf dem Bild, sagt man. Ist „auf dem Bild sehen“ eine Form von epistemischem Sehen? Oder ist es gar eine Form von Objekt-Sehen?

Wer einen Gegenstand sieht (im Sinne von Objekt-Sehen), der kann ihn visuell von seiner Umgebung unterscheiden. Voraussetzung dafür ist, dass dieser Gegenstand, den man visuell von seiner Umgebung unterscheiden kann, auch tatsächlich vorhanden ist. Man kann nichts sehen, was es nicht gibt. Daraus folgt, dass man beim Betrachten eines Bildes von Napoleon ihn nicht sieht und auch nicht sehen kann. Napoleon ist schon lange tot und wo kein Napoleon ist, kann man auch keinen Napoleon sehen. Auf Bildern kann man Dinge, wie Drachen, Fantasielandschaften und längst gestorbenen Personen sehen, die man in Wirklichkeit nie sehen könnte oder zumindest nicht mehr sehen kann.

Außerdem sieht man ja auch etwas anderes als Napoleon oder einen Drachen, wenn man Bilder betrachtet. Im besten Sinne von Objekt-Sehen sieht man nämlich das Bild selbst. Das Bild ist ein physischer Gegenstand, bestehend aus einem Holzrahmen, Leinwand und Farbe, und diesen kann man visuell von seiner Umgebung unterscheiden. Das Bild ist ja nicht unsichtbar. Man sieht das Bild von Napoleon und nicht Napoleon selbst.

Die Tatsache, dass Bilder uns manchmal täuschen können, ändert daran nichts. Auch wenn ein besonders naiver Betrachter bei einem besonders täuschend gemalten Napoleon-Bild glaubt, er sehe Napoleon selbst, dann sieht er ihn nicht wirklich. Objekt-Sehen ist unabhängig von Überzeugungen (und damit auch z.B. von Wünschen) über das, was man sieht. Wer glaubt (oder wünscht) ein UFO am Himmel zu sehen, der sieht noch lange kein UFO, und vor allem dann nicht, wenn das, was er sieht, in Wirklichkeit ein entferntes Flugzeug ist. Was man glaubt zu sehen, taugt nicht als Argument dafür, was man tatsächlich sieht, und so folgt aus der Täuschung durch ein Bild nicht ein Objekt-Sehen des abgebildeten Gegenstandes.

Dinge auf Bildern zu sehen ist auch kein Fall von epistemischem Sehen. Epistemisches Sehen ist ein Erfolgsverb, d.h. man kann nur sehen, dass etwas der Fall ist, wenn es tatsächlich der Fall ist. Viele Bilder stellen jedoch Sachverhalte dar, die nicht mehr bestehen oder die noch nie bestanden haben. Z.B. könnte auf einem Bild ein türkisfarbenes Bundeskanzleramt abgebildet sein. Der Betrachter kann dann nicht sehen, dass das Bundeskanzleramt türkis ist, denn es ist ja in Wirklichkeit nicht türkis.

Ganz abgesehen davon gewinnt ein Betrachter solche falsche Überzeugungen auch nicht. Wenn wir Bilder betrachten, sind wir uns bewusst, dass die Wirklichkeit ganz anders sein kann, als auf dem Bild zu sehen. Man gewinnt nicht die Überzeugung, dass das Bundeskanzleramt türkis ist, sondern nur, dass es auf dem Bild türkis dargestellt ist.

Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, beim Betrachten von Bildern wahre oder falsche Überzeugungen über die Welt zu gewinnen. Jemand könnte tatsächlich glauben, das Bundeskanzleramt sei türkis, nachdem er das Bild gesehen hat. Aber erstens hat er dann nicht *gesehen*, dass es türkis ist, und zweitens ist das sicherlich nicht bei allen Bildern der Fall. Wer z.B. fiktionale Bilder nicht völlig missversteht, der gewinnt keine Überzeugungen über unsere Welt, geschweige denn wahre Überzeugungen.

Zu sehen, dass auf einem Bild  $p$  der Fall ist, kann nicht mit epistemischem Sehen, dass  $p$ , gleichgesetzt werden.

Man würde denken, das reiche als Argument gegen die These, man sehe die abgebildeten Dinge oder Sachverhalte tatsächlich. Niemand glaubt ja ernsthaft, dass man wirklich Napoleon sieht, oder sieht, dass da Napoleon ist, wenn man ein Gemälde betrachtet. Doch das oben genannte Argument betrifft strenggenommen nur Bilder von fiktiven Dingen. Dinge, die es nicht gibt, kann man nicht sehen, habe ich behauptet.

Und weil Dinge, die es nicht gibt, trotzdem abgebildet werden können, kann es nicht sein, dass man sie sieht.

Aber vielleicht sieht man die abgebildeten Dinge dann nur bei nicht-fiktionalen Bildern? Dort, wo es die abgebildeten Dinge tatsächlich gibt?

Obwohl damit ein schwer erklärbarer Bruch zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Bildern entsteht (bei den einen sieht man die Dinge, bei den anderen nicht), wird dies gelegentlich für Fotografien behauptet. Fotos haben die Eigenschaft, dass es das, was auf ihnen abgebildet ist, auch tatsächlich gibt (oder zumindest einmal gab). Man gerät also nicht in Schwierigkeiten zu erklären, was es bedeutet, nicht existente Dinge zu sehen. Man sieht Kennedy, den (ehemals) real existierenden Kennedy, wenn man eine Fotografie von Kennedy betrachtet, lautet daher die These.

Der These liegt ein Fehler zu Grunde, der leicht begangen wird. X zu sehen, ist meistens der Ausgangspunkt dafür, Informationen über X zu gewinnen. Aber umgekehrt ist es nicht immer so, dass man X sieht, wenn man auf visuellem Wege Informationen darüber gewinnt. Man kann sehen, dass Paul gegangen ist, ohne Paul zu sehen.

Der Fehler besteht nun darin, Sehen als visuelles Gewinnen von Informationen zu definieren, und dann umgekehrt falsche Schlüsse darüber zu ziehen, was gesehen wird, wenn man Informationen dieser Art gewinnt. Dieser Fehler führt zu der These über Fotografien. Wir gewinnen beim Betrachten von Fotos Informationen über die abgebildeten Dinge. Also, so lautet das Argument, müssen wir die Dinge auch sehen.

Die Vorstellung, dass in der Fotografie uns die Dinge quasi in Wirklichkeit präsentiert werden, hat Tradition. Sie bildete sich vor allem aus dem Erstaunen, ja Entsetzen, über den täuschenden Realismus der Fotografien. Eine Fotografie zu betrachten ist fast so, wie dem Objekt selbst gegenüber zu stehen. Das unterscheidet sie zwar theoretisch nicht von anderen realistisch gemalten Bildern. Aber neu an der Fotografie ist der mechanische Prozess, der zu ihrer Entstehung führt. Fotografien sehen nicht nur täuschend echt aus, sondern scheinen uns via kausaler Kette auch direkt mit dem Abgebildeten zu verbinden.<sup>13</sup>

---

<sup>13</sup> Die mechanische Abhängigkeit der Fotografie ist für viele *das* Argument, diese von anderen Bildern zu unterscheiden. Siehe Cavell, *The World Viewed*, S. 21-23; Bazin, *Die Ontologie des Fotografischen Bildes*.

Die These hat ihren Weg in die angelsächsische Diskussion vor allem durch Kendall Walton gefunden.<sup>14</sup> Walton argumentiert, dass Fotografien *transparent* seien. Man schaut gewissermaßen *durch* das Foto auf die Dinge selbst. „I am not saying that the person looking at the dusty photographs has the *impression* of seeing his ancestors – in fact, he doesn't have the impression of seeing them “in the flash”, with the unaided eye. I am not saying that photography *supplements* vision by helping us to discover things that we can't discover by seeing [...] Nor is my point that we see – photographs – are *duplicates* or *doubles* or *reproductions* of objects, or *substitutes* or *surrogates* for them. My claim is that we *see*, quite literally, our dead relatives themselves when we look at photographs of them.“<sup>15</sup>

Zwei Argumente führen Walton zu seiner These, wobei das erste, ein „slippery slope“, eher dazu dient, die Intuition hinter dem Ansatz zu fassen. „We see things in (through) mirrors. We also see them with the aid of telescopes and microscopes. Why not regard live television as an aid to vision as well? And if we do, it is hard to see why we should not regard photography similarly“<sup>16</sup> Die Beispiele sollen auch dazu dienen, erste Gegenargumente zu verwerfen. Wie ist es möglich, könnte man ja fragen, dass man die Großeltern sieht, wenn man doch etwas anderes sieht, nämlich die Fotografie? Das ist bei Fensterscheiben oder Spiegeln nicht anders, lautet die Antwort. Eine Person in einem Spiegel zu sehen schließt nicht aus, dass man auch den Spiegel sieht. Bilder sind visuelle Hilfsmittel, und warum sollte man die Hilfsmittel nicht sehen, wenn man mit ihrer Hilfe sieht? Ebenso sind auch Fotografien nicht unsichtbar. Man sieht die Urgroßeltern durch das Bild und zugleich mit dem Bild.<sup>17</sup>

Aber, so könnte man weiter fragen, sind die Urgroßeltern nicht schon lange tot, und ist es nicht merkwürdig in die Vergangenheit zu schauen? Nein, sagt Walton, das tun wir ja auch, wenn wir eine aufgezeichnete Fernsehaufnahme betrachten, oder besser, wenn man am Himmel Sterne sieht, die schon seit Millionen von Jahren verglüht sind.<sup>18</sup>

---

<sup>14</sup> Von Walton dazu: *Transparent Pictures; On Pictures and Photographs: Objections Answered; Looking again through Photographs: A response to Edwin Martin*. Kritik an dieser Position findet sich z.B. bei Carroll, *Towards an Ontology of the Moving Image*, Currie, *Image and Mind*, Currie, *Photography, Painting and Perception*.

<sup>15</sup> Walton, *Transparent Pictures*, S. 252.

<sup>16</sup> Walton, *On Pictures and Photographs*, S. 69.

<sup>17</sup> Walton, *Transparent Pictures*, S. 253.

<sup>18</sup> Walton, *Transparent Pictures*, S. 253.

Wenn es möglich ist, einen Stern zu sehen, den es nicht mehr gibt, warum sollte es dann nicht möglich sein, seine Urgroßeltern sehen können, die es nicht mehr gibt?

Nun könnte man einwenden, dass beim Betrachten eines Fernsehbildschirms, auf denen die Urgroßeltern abgebildet sind, es ebenso unplausibel ist, dass man die Urgroßeltern wirklich sieht, wie es bei Fotografien der Fall ist. Und die Intuitionen, ob man verloschene Sterne wirklich sieht, oder vielleicht nur glaubt zu sehen, scheinen auch nicht so klar zu sein. Aber lassen wir „slippery slope“ und die Intuitionen einmal beiseite und wenden uns Waltons Hauptargument zu: Was spricht eigentlich *dafür*, dass Fotografien transparent sind?

Zunächst einmal gewinnen wir beim Betrachten der Fotografie zutreffende Informationen über die Großeltern. Ausschlaggebend ist laut Walton nun, dass diese Informationen kontrafaktisch von dem fotografierten Szenario abhängen. Fotografien werden mechanisch erzeugt, und sind daher kausal von der fotografierten Szene abhängig. Wenn das Szenario ein anderes gewesen wäre, so wäre auch das Foto ein anderes gewesen. Wenn wir das Foto betrachten und visuelle Erlebnisse gewinnen, so sind auch diese visuellen Erlebnisse kontrafaktisch abhängig von dem fotografierten Szenario: „if the scene had been different [...] the pictures would have been different (and so would our visual experiences when we look at them)“<sup>19</sup> Hinzu kommt, dass diese Abhängigkeit „mechanisch“ ist, d.h. ohne relevante Eingriffe von menschlichen Intentionen in die kausale Kette. Es zieht sich eine Kette mechanischer kontrafaktischer Abhängigkeiten ausgehend vom Szenario bis hin zu den visuellen Erlebnissen. Die visuellen Erlebnisse tragen aber Informationen über die Großeltern. Und diese Informationen stehen nun ebenfalls in mechanischer kontrafaktischer Abhängigkeit zu dem fotografierten Szenario. Wenn das Szenario anders gewesen wäre, dann würden wir entsprechend anderen Informationen über das Szenario gewinnen.

Solche Abhängigkeiten zwischen Szenario und den gewonnenen Informationen sind typisch für Wahrnehmung und visuelle Wahrnehmung insbesondere. Das gilt vor allem dann, wenn man eine Wahrnehmungstheorie vertritt, die von einem kausalen Zusammenhang zwischen den visuellen Erlebnissen und dem gesehenen Gegenstand ausgehen. Der Ausgangspunkt ist hier, dass bestimmte Szenarien typischerweise bestimmte Erlebnisse hervorrufen. Diese Regelmäßigkeit führt nun dazu, dass visuelle Erlebnisse mit Überzeugungen/Intentionalität/Informationen über das Szenario

---

<sup>19</sup> Walton, *Transparent Pictures*, S. 264.

verbunden sind. Bei erfolgreichen Fällen von Wahrnehmung werden Erlebnisse hervorgerufen, die mit zutreffenden Informationen über das Szenario verbunden sind. Kurz, wenn man ein Szenario sieht, so gewinnt man passende („matching“) visuelle Erlebnisse, die zutreffende Informationen über das Szenario in sich tragen.<sup>20</sup>

Aber das alleine ist noch nicht hinreichend für visuelle Wahrnehmung. Passende visuelle Erlebnisse können auch zufällig von einem Szenario hervorgerufen werden. Man könnte ja Halluzinationen haben, die genau dem Szenario vor Augen entsprechen.

Angenommen ein Zauberer vor meinen Augen spricht einen Zauberspruch und verursacht dadurch (oder durch einen Trick, für Skeptiker bezüglich Magie) die Halluzination von genau dem Szenario, das sich tatsächlich vor Augen befindet, den Zauberer selbst mit eingeschlossen.<sup>21</sup> Es werden dann zwar die passenden visuellen Erlebnisse hervorgerufen, aber man kann nicht behaupten den Zauberer zu sehen. Die Erlebnisse sind willkürliche Halluzinationen. Sie werden zwar verursacht durch das Szenario, und passen auf das Szenario, sind jedoch nicht auf die richtige Weise *abhängig* davon. Wäre nämlich der Zauberer anders, z.B. größer, so wären die visuellen Erlebnisse nicht anders in dem Sinne, dass sie Informationen über einem größeren Zauberer vermittelten. Eine Halluzination, die zufällig der Wahrheit entspricht, unterscheidet sich von echtem Sehen darin, dass keine kontrafaktischen Beziehungen zwischen den sichtbaren Eigenschaften des Szenarios und den visuellen Erlebnissen, bzw. den darin enthaltenen Informationen bestehen.<sup>22</sup> Sehen erfordert einen „Kontakt“ mit dem gesehenen Szenario.

Diese für visuelle Wahrnehmung notwendige Bedingung ist nun auch beim Betrachten von Fotografien erfüllt, argumentiert Walton. Unsere visuellen Erlebnisse stehen in „Kontakt“ zu dem fotografierten Szenario. Man hat visuelle Erlebnisse, die zutreffende Informationen über die Urgroßeltern tragen und die kontrafaktisch von dem Szenario abhängig sind. Sichtbare Eigenschaften der Urgroßeltern kovariieren mit den Informationen, die diese über die sichtbaren Eigenschaften vermitteln. Daher, so Walton, kann man hier von einem Sehen sprechen. Man sieht die Urgroßeltern, weil die

---

<sup>20</sup> Siehe Dretske, *Knowledge and the Flow of Information*, S. 156; auch Lewis, *Veridical Hallucination and Prosthetic Vision*.

<sup>21</sup> Lewis, *Veridical Hallucination and Prosthetic Vision*, S. 277.

<sup>22</sup> Eine weitere Bedingung für sehen ist, dass die vermittelten Informationen *analog* auftreten, was in etwa bedeutet, dass kleine Veränderungen im Szenario kleine Veränderungen in den visuellen Erlebnissen zur Folge haben. Da diese Bedingung bei Fotografien erfüllt ist, werde ich darauf nicht weiter eingehen.

richtigen kausalen Abhängigkeiten zwischen Urgroßeltern und visuellen Erlebnissen vorhanden sind.

Aber Waltons Argument scheitert aus mehreren Gründen. Erstens kann man bezweifeln, dass bei Fotografien rein mechanische Abhängigkeiten vorliegen. Der Fotograf ist ja nicht passiv, sondern manipuliert das Bild gezielt durch Wahl der Linse, der Belichtungszeit und während des Entwicklungsprozesses.<sup>23</sup> Eingriffe in den mechanischen Prozess zerstören jedoch den „Kontakt“ zu dem Szenario.<sup>24</sup> Angenommen das Szenario wäre dunkler gewesen, dann wäre das Bild *nicht* dunkler geworden, weil der Fotograf anders belichtet hätte. Und auch wenn der Urgroßvater sich am Kopf gekratzt hätte, anstatt würdig dazusitzen, dann wäre das Foto *nicht* anders, sondern der Fotograf hätte das Bild gar nicht gemacht. Die Fotografie ist also nicht auf die gleiche Weise in Kontakt zu dem abgebildeten Szenario, wie es bei visueller Wahrnehmung der Fall ist, und daher ist das Betrachten einer Fotografie etwas anderes als das Betrachten des Szenarios selbst.

Auch der zeitliche Bruch in der kausalen Kette zwischen Urgroßeltern und visuellen Erlebnissen unterscheidet Sehen und Sehen-auf-einer-Fotografie. Die Bedingung für Sehen lautete, dass visuelle Erlebnisse anders *wären*, wenn das Szenario anders *wäre*. Veränderungen in der Gegenwart bringen Veränderungen ebenfalls in der Gegenwart mit sich. Bei Fotografien hängen die visuellen Erlebnisse aber von dem *vergangenen* Szenario ab. Die Fotografie *wäre* anders, wenn das Szenario anders *gewesen wäre*.

Zwar gibt es auch bei normalem Sehen eine minimale Zeitverzögerung im „Kontakt“ mit den gesehenen Dingen. Aber das bedeutet nicht, dass wir jede zeitliche Verzögerung im Begriff des Sehens akzeptieren. Angenommen jemand hätte plötzlich eine extrem verlangsamte Wahrnehmung, sagen wir um 12 Stunden versetzt. Es scheint ihm dann, als ob die Sonne noch am Himmel stünde, wenn es in Wirklichkeit schon lange dunkel ist. Sieht er nachts nun die Sonne oder nicht? Ich glaube, die Antwort fällt nicht so eindeutig aus, wie Walton das gerne hätte. „Er sieht die Sonne nicht, sondern es sieht für ihn nur so aus.“, würde man eher sagen.

Das Hauptproblem ist jedoch das schon erwähnte. Passende visuelle Erlebnisse plus kontrafaktische Abhängigkeiten sind nicht hinreichend für Sehen und im

---

<sup>23</sup> Eine ausführliche Darstellung findet sich bei Joel Snyder, *Photography, Vision, and Representation*.

<sup>24</sup> Walton selbst bestreitet, dass man von „sehen“ sprechen kann, wenn ein Wissenschaftler bei einer Versuchsperson gezielt und gewollt visuelle Erlebnisse erzeugt, die jeweils auf das Szenario passen. Walton, *Transparent Pictures*, S. 265.

Umkehrschluss sieht man nicht alles, was diese Bedingung erfüllt. Gegenbeispiele sind leicht zu konstruieren. Wenn man ein Thermometer betrachtet, so werden visuelle Erlebnisse verursacht, die zutreffende Informationen über die Temperatur im Raum vermitteln. Diese „passenden“ Erlebnisse (bzw. die vermittelten Informationen) sind kontrafaktisch abhängig von der tatsächlichen Temperatur des Szenarios. Aber man sieht nicht die Temperatur. Man sieht vielleicht, *dass* eine bestimmte Temperatur herrscht, aber es macht keinen Sinn, zu behaupten man sehe die Temperatur selbst.<sup>25</sup>

Die einzige Möglichkeit für Walton, solche Gegenbeispiele zu verhindern, besteht darin, zusätzliche Bedingungen einzuführen. Erstens, könnte er sagen, müssen die visuellen Erlebnisse Informationen über *sichtbare* Eigenschaften oder Gegenstände vermitteln. Für jede Sinnesmodalität gibt es eine Klassen von Dingen und Eigenschaften, über die Informationen vermittelt werden. Dinge außerhalb dieser Klasse können in dieser Modalität nicht wahrgenommen werden. Man kann Gewicht nicht hören und eben Temperatur nicht sehen und daher ist das Gegenbeispiel nicht zulässig. Und als weitere Bedingung könne man hinzufügen, dass die visuellen Erlebnisse *reich* sein müssen: Durch visuelle Wahrnehmung und durch Fotografien werden uns Informationen über *viele* Eigenschaften des Szenarios vermitteln, und nicht nur über eine, wie bei unserem Thermometer.<sup>26</sup>

Doch obwohl beide Bedingungen wahrscheinlich notwendig sind für Sehen, erhält man wieder keine hinreichenden Bedingungen und so verhindern sie die Gegenbeispiele nicht. Hier ist eines: Es gibt Fräsen, die vollautomatisch funktionieren. Man legt einen Würfel an eine vorgesehene Stelle, worauf er mit Hilfe von Laserstrahlen abgetastet wird. Anschließend fräst die Maschine aus einem Metallblock genau die gleiche Form heraus - man erhält also wieder einen Würfel. Wenn man jetzt den gefrästen Metallwürfel betrachtet, so erhält man visuelle Erlebnisse, die „reiche“ Informationen über die sichtbaren Eigenschaften des Originalwürfels tragen und noch dazu kontrafaktisch davon abhängig sind. Aber man sieht nicht den ersten Würfel, durch den

---

<sup>25</sup> Das Beispiel stammt von Currie, *Image and Mind*, S. 64, Siehe auch Currie, *Photography, Painting and Perception*, S. 25.

<sup>26</sup> Lopes, *Understanding Pictures* S.189 fügt als mögliche Bedingung für Transparenz noch eine weitere hinzu, nämlich dass „echte Ähnlichkeiten“ zwischen dem repräsentierenden Medium und dem repräsentierten Gegenstand bestehen. Aber weder verhindert diese Bedingung bestimmte Gegenbeispiele, wie wir gleich sehen werden, noch tut Lopes Walton damit einen Gefallen. Denn diese Bedingung ist auch beim Sehen selbst nicht erfüllt. Man wird kaum behaupten wollen, dass visuelle Erlebnisse solche echten Ähnlichkeiten aufweisen. Das gleiche gilt für Spiegel oder Mikroskope, die laut Walton ebenfalls transparent sind. Der Spiegel selbst hat ja keine Ähnlichkeiten mit dem, was er spiegelt.

zweiten, sondern man sieht nur den zweiten. Ein Metallwürfel ist nicht transparent und darum gibt es auch keinen Grund, dies von Fotografien zu glauben.

Aber warum ist der Würfel nicht transparent? Können wir einen Grund dafür angeben, dass wir den ersten Würfel nicht sehen, wenn wir seine Kopie betrachten? Das Problem scheint mir weniger die kausale Kette oder deren zeitliche Verzögerung zu sein, als die Tatsache, dass man die Informationen über den ersten Würfel nur deswegen gewinnt, *weil man den zweiten Würfel sieht*, d.h. weil da ein anderer Würfel ist, den man sieht.<sup>27</sup>

Ein Beispiel soll das verdeutlichen:

Eine Kugel liegt hinter einer milchigen Glasscheibe, so dass sie hindurchschimmert.

Eine Kugel liegt hinter einer undurchsichtigen Scheibe, die sich durch einen chemischen Prozess immer dort dunkel einfärbt, wo die Kugel liegt.

Auch wenn die beiden Fälle visuell nicht zu unterscheiden sind, sehen wir im ersten Fall die Kugel durch die Scheibe aber im zweiten Fall den Fleck und nicht die Kugel. Die erste Scheibe ist transparent, die zweite nicht. Der Unterschied besteht nicht in unterschiedlichen Informationen (Lage, Größe etc. der Kugel), die man über die Kugel gewinnen kann, denn die könnten die gleichen sein. Auch die kontrafaktischen Abhängigkeiten zwischen dem Szenario und den visuellen Erlebnissen beim Betrachten der Scheibe müssen sich nicht unterscheiden. Der Unterschied besteht in dem Fleck, den man im zweiten Fall sieht und im ersten Fall nicht (weil da kein Fleck ist). Im zweiten Fall gewinnt man die Informationen über die Kugel nur, *weil man den Fleck sieht*. Wenn man den Fleck nicht sehen würde, würde man auch keine Informationen über die Kugel gewinnen. Die Informationen über die Kugel sind abhängig von den Informationen, die man über den Fleck gewinnt. Das ist im ersten Beispiel nicht so. Die Informationen über die Kugel hängen nicht davon ab, dass wir über andere Dinge als die Kugel Informationen gewinnen.<sup>28</sup> Den Gewinn von „abhängigen“ Informationen

---

<sup>27</sup> Angenommen das wäre nicht so und die Maschine würde keinen anderen Würfel fräsen, sondern stattdessen Lichtstrahlen in die Augen des Betrachters senden, so dass es für ihn so scheint, als ob er einen Würfel sehe. In diesem Fall ist es erheblich plausibler zu behaupten, dass man den ersten Würfel sieht „mit Hilfe der Maschine“.

<sup>28</sup> Einen ähnlichen Ansatz zur Identifikation wahrgenommener Objekte findet man bei Dretske, *Knowledge and the Flow of Information*, S. 155-168.

über einen Gegenstand bezeichnen wir meistens nicht als Sehen, wie wir am Beispiel des Würfels und der Kugel gesehen haben.<sup>29</sup>

Walton scheint einem solchen Einwand zu entgegnen, dass es eine Definitionsfrage sei, was man als Sehen bezeichnet und was nicht. Niemand hätte die Definitionshoheit, die Gewinnung von abhängigen Informationen vom Begriff des Sehens auszuschließen.<sup>30</sup> Doch Walton berücksichtigt nicht, dass die Konsequenzen eines solchen ausgedehnten Begriffes verheerend wären: Wir könnten z.B. plötzlich vergangene Dinge sehen. Ein Wecker, der 10 Uhr anzeigt, ist kontrafaktisch abhängig von dem gleichen Wecker zwei Stunden vorher, als er 8 Uhr anzeigte. Indem wir den Wecker betrachten, gewinnen wir Informationen über den Wecker zu einer früheren Zeit. Wir könnten also immer auch alle früheren Zeigerstellungen sehen.

Das Gewinnen von abhängigen Informationen muss daher vom Sehen ausgeschlossen werden. Das gilt auch für Fotografien. Auch für Walton ist unstrittig, dass man beim Betrachten der Fotografie, die farbige Oberfläche der Fotografie sieht, und dass man die Informationen über die Urgroßeltern nur deshalb gewinnt, weil man die Oberfläche sieht. Würde man sie nicht sehen, würde man auch keine Informationen über die Urgroßeltern gewinnen. Oder allgemeiner formuliert: Um ein Szenario *auf* einer Fotografie zu sehen, ist es notwendig, die Fotografie zu sehen. Die Informationen, die man beim Betrachten der Fotografie von Waltons Urgroßeltern gewinnt, sind daher abhängige Informationen. Man schaut nicht durch Fotografien, sondern auf sie, und gewinnt dadurch Informationen über die abgebildeten Gegenstände.<sup>31</sup>

Mikroskope, Teleskope, milchige Glasscheiben und Spiegel dagegen kann man als transparent bezeichnen. Wenn man einen Gegenstand z.B. im Spiegel sieht, so gewinnt man nicht deswegen Informationen über ihn, *weil* man den Spiegel sieht. Es ist möglich, Dinge im Spiegel zu sehen, ohne den Spiegel zu sehen.<sup>32</sup> Ebenso kann man einen Zellhaufen durch ein Mikroskop sehen, ohne das Mikroskop selbst zu sehen. Die

---

<sup>29</sup> Die einzige Ausnahme scheint mir der Fall zu sein, wo X ein Teil von Y ist. Man sieht das Auto nur, weil man seine Vorderseite sieht. Trotzdem sieht man sowohl das Auto als auch dessen Vorderseite.

<sup>30</sup> Walton, *On Pictures and Photographs*, S. 72.

<sup>31</sup> Das gleiche gilt dann auch für Fernsehbildschirme. Man sieht den Bildschirm und gewinnt Informationen über ein Fußballspiel, weil man den Bildschirm sieht. Es ist dabei ganz egal, ob die Übertragung live ist oder zeitverzögert. Grenzfälle sind holografische 3D Bilder oder Videobrillen zum Stereosehen. Denn hier ist nicht klar, ob man das physische Bild bzw. die zwei Bildschirme im nicht-epistemischen Sinne sehen kann (man kann sie nicht unbedingt visuell von einem Hintergrund unterscheiden).

<sup>32</sup> d.h. man kann ihn visuell nicht von seinem Hintergrund unterscheiden.

Informationen über den Zellhaufen gewinnen wir nicht deswegen, weil wir das Mikroskop sehen, sondern weil wir *durch* das Mikroskop sehen.

#### **4 Hintergrundwissen und Sich-Täuschen bei epistemischem Sehen**

Irren ist menschlich, und so kann es geschehen, dass man glaubt zu sehen, dass etwas der Fall ist, und dann ist es nicht so. Man glaubt zu sehen, dass der Gesprächspartner interessiert zuhört, doch in Wirklichkeit wartet dieser nur auf eine Gelegenheit, sich höflich zu verabschieden. Anlässe für solche Irrtümer gibt es viele. Manchmal macht man fehlerhafte Schlüsse, manchmal hatte man von Beginn an falsche Vorstellungen, manchmal ist man unachtsam und manchmal ist es von allem ein bisschen und noch anderes dazu.

Ein spezieller Fall von Irrtum bei epistemischem Sehen ist die *visuelle Täuschung*, wie sie z.B. im Falle einer Fata Morgana passiert oder bei einem Spiegel, gegen den man rennt. Man irrt sich hier über das, was man sieht, aber man irrt sich in einer besonderen Weise. Es handelt sich nicht um einen Irrtum aus Unachtsamkeit oder schlechten Sichtverhältnissen, sondern man wird dabei „von den Augen“ getäuscht, indem man eine bestimmte klare Wahrnehmung falsch einordnet. Betrachten wir folgende zwei Beispiele:

In einem Restaurant wird ein Wein gebracht. Der in Sachen Wein unbedarfte Gast betrachtet das Glas und glaubt zu sehen, dass es sich um einen Rosé handelt. Doch er irrt sich, denn es ist ein heller Rotwein.

Wieder wird Wein serviert. Der Gast, dieses Mal ein Weinkenner, glaubt zu sehen, dass es sich um einen Rosé handelt. Doch auch er irrt sich, denn in Wirklichkeit hat er farbiges Wasser vor sich.

Die beiden Fälle sind sehr verschieden. Im ersten Fall irrt sich der Gast, weil er die visuelle Fähigkeit, einen Rosé zu erkennen, gar nicht besitzt, bzw. sie nicht sehr zuverlässig funktioniert. Er ist kein Weinspezialist und so liegt er eben häufig daneben, so wie man, sagen wir, hin und wieder jemand von hinten erkennen kann, aber sich ebenso häufig darin irrt. Man glaubt zu sehen, dass etwas der Fall ist, aber es stellt sich heraus, dass die eigenen visuellen Fähigkeiten doch nicht so zuverlässig waren, wie gedacht.

Im zweiten Fall dagegen steht die zuverlässige Fähigkeit unseres Weinkenners außer Frage. Nichts fällt ihm leichter, als einen Rosé von einem Rotwein zu unterscheiden,

und normalerweise liegt er immer richtig. Doch was er nicht bedacht hat, ist die Möglichkeit, dass ihm farbiges Wasser gereicht werden könnte. Der Weinkenner irrt sich nicht, weil seine visuelle Fähigkeit Rosé zu erkennen zweifelhaft ist, sondern weil er von falschen Hintergrundannahmen über die Situation ausgeht, in der er sich befindet.

Was sind solche Hintergrundannahmen? Damit man sehen kann, dass etwas der Fall ist, müssen bestimmte Wahrnehmungsbedingungen erfüllt sein. Man kann z.B. nur bei weißem Licht sehen, ob ein Wein ein Rosé ist. Außerdem benötigt man freie Sicht auf das Glas, es muss nahe genug vor einem stehen, etc. Für unterschiedliches epistemisches Sehen gibt es jeweils unterschiedliche Bedingungen. Damit man sehen kann, dass X größer ist als Y, ist es wichtig, dass X und Y nebeneinander stehen, während die Farbe des Lichts hier völlig egal sind. Um zu sehen, dass jemand wütend ist, muss man sein Gesicht sehen können. Und um zu sehen, dass ein Auto ein VW ist, muss man es vielleicht gleichzeitig oder nacheinander von zwei verschiedenen Seiten sehen. Es ist nicht leicht, die jeweils notwendigen Bedingungen vollständig zu formulieren, doch das soll hier nicht unser Problem sein. Es reicht, dass es solche Bedingungen gibt.

Wahrnehmungsbedingungen müssen, damit epistemisches Sehen stattfindet, nicht nur erfüllt sein, sondern der Betrachter muss auch glauben, dass sie erfüllt sind.<sup>33</sup> Jemand, der eine rote Wand bei Tageslicht betrachtet, und glaubt, dass es sich nicht um Tageslicht, sondern um einen roten Scheinwerfer handelt, der wird auch keine Überzeugung darüber gewinnen, welche Farbe die Wand hat. Sie sieht zwar rot aus, aber sie könnte wegen des Scheinwerfers auch weiß sein (er ist darüber informiert, dass rote und weiße Wände bei roter Beleuchtung nicht zu unterscheiden sind). Weil er also nicht glaubt, dass die Bedingungen erfüllt sind, in denen man die Farbe einer Wand erkennen kann, sieht er auch nicht, welche Farbe die Wand hat. Ohne die Überzeugung, dass die Bedingungen für epistemisches Sehen erfüllt sind, kommt es nicht zu epistemischem Sehen.<sup>34</sup>

Umgekehrt kann es geschehen, dass der Betrachter fälschlicherweise glaubt, die Bedingungen seien erfüllt, obwohl sie es nicht sind. Angesichts einer weißen, aber rot

---

<sup>33</sup> Siehe auch Dretske, *Seeing and Knowing*, S. 78-139.

<sup>34</sup> In den meisten Fällen gewinnt man diese Überzeugungen natürlich, weil man *sehen* kann, dass die Bedingungen erfüllt sind. Man *sieht*, dass zwei Gegenstände direkt nebeneinander liegen, und glaubt daher auch, dass man sehen kann, welcher größer ist.

beleuchteten Wand, kann ein Betrachter fälschlicherweise glauben, er habe es mit normalem Tageslicht zu tun. Er wird dann behaupten: „Ich sehe, dass die Wand rot ist“. Doch er irrt sich, weil die Bedingungen nicht so sind, dass er sehen kann, ob die Wand weiß oder rot ist.

Die für epistemisches Sehen notwendigen Hintergrundannahmen, bestehen darin, zu glauben, dass eine „angemessene“ Situation vorliegt, die epistemisches Sehen überhaupt erst ermöglicht. Glaubt man nicht, dass die Situation „angemessen“ ist, so kommt es nicht zu epistemischem Sehen, weil man keine Überzeugungen gewinnt. Und glaubt man fälschlicherweise, die Situation sei angemessen, so kommt es nicht zu epistemischem Sehen, eben weil die Situation gar nicht geeignet ist, die visuellen Fähigkeiten anzuwenden.<sup>35</sup>

Der Unterschied zwischen den beiden Weintrinkern wird nun klarer. Der erste Gast glaubt, dass die Situation angemessen ist, um zu erkennen, ob es ein Rotwein ist. Und die Situation ist ja auch angemessen. Nur irrt er sich trotzdem, weil er unkonzentriert ist, oder warum auch immer. Man kann sich eben irren.

Der zweite Gast glaubt ebenfalls, dass die Situation für epistemisches Sehen angemessen ist. Doch das ist nun *nicht* der Fall. Zwar sind die Lichtverhältnisse und die Perspektive in Ordnung, aber nicht die Art der Flüssigkeit im Glas vor ihm. Niemand kann farbiges Wasser von Rosé unterscheiden und so kann niemand sehen, ob etwas Rosé ist, wenn die Möglichkeit besteht, dass es auch farbiges Wasser sein könnte. Eine angemessene Situation, um einen Rosé zu erkennen, ist eine solche, in der *kein* farbiges Wasser gereicht wird.

Wenn ein Betrachter glaubt, dass eine angemessene Situation gegeben ist, so trifft er auch Annahmen darüber, welche möglichen Szenarios zu berücksichtigen sind. Im Restaurant z.B. nimmt man normalerweise an, dass Wein gebracht wird, wenn man Wein bestellt hat. Das ist natürlich nicht die einzige Möglichkeit, denn es könnte eben auch farbiges Wasser sein, oder sagen wir Benzin. Aber diese Fälle berücksichtigen wir nicht. Um zu sehen, *dass* man einen Rosé gebracht bekommt, muss man Rosé nicht von

---

<sup>35</sup> Zu glauben, dass eine angemessene Situation vorliegt, bedeutet nicht, dass der Betrachter alle physikalisch notwendigen Bedingung im einzelnen kennen muss und glaubt, dass sie jeweils erfüllt sind. Das wäre gar nicht möglich. Er muss nur glauben, dass die Situation angemessen ist, d.h. dass ein bestimmtes epistemisches Sehen möglich ist. Und je nach Kenntnisstand des Betrachters sind damit Überzeugungen verbunden, um welche konkreten Bedingungen es dabei geht.

allen denkbaren Flüssigkeiten unterscheiden können, sondern nur von denen, die in einer Situation als relevante Möglichkeiten in Frage kommen.

Ohne diese Voraussetzung wäre epistemisches Sehen nicht möglich. Zu praktisch jedem Sachverhalt ist eine visuell ununterscheidbare Situation vorstellbar, bei der der Sachverhalt nicht besteht. Man könnte nie sehen, dass Paul den Raum betritt, wenn man berücksichtigen müsste, dass die berühmten verrückten Wissenschaftler ihn vielleicht längst geklont haben. Wenn man sieht, dass etwas der Fall ist, dann macht man Annahmen über mögliche, d.h. relevante Situationen. Alle anderen Fälle schließt man aus.

Was sind relevante Fälle? Jedenfalls sind es nicht alle logisch oder metaphysisch möglichen Fälle, oder von denen man glaubt, dass sie möglich seien. Denn jeder weiß ja, dass es im Restaurant metaphysisch möglich ist, farbiges Wasser zu servieren und trotzdem berücksichtigt man solche Fälle nicht. Relevante Fälle sind eher diejenigen, die uns in einer Situation wahrscheinlich erscheinen. Die Wahrscheinlichkeit, dass uns Wasser gebracht wird, schätzen wir so gering ein, dass der Fall als irrelevant ausgeschlossen wird. Eine unterschiedliche Einschätzung der Wahrscheinlichkeit von bestimmten Möglichkeiten führt daher zu einer unterschiedlichen Beurteilung darüber, ob jemand sehen kann, dass etwas der Fall ist. Wenn man glaubt, dass in diesem Restaurant nie und nimmer farbiges Wasser gebracht würde, so wird man behaupten, sehen zu können, dass es Rosé ist. Ist man sich über Qualität und Humor des Restaurants nicht so sicher, so wird man das bestreiten wollen.

Aber Wahrscheinlichkeit alleine ist nicht ausschlaggebend: Man kann nicht sehen, dass ein verschlossenes Los eine Niete ist, nur weil der Fall eines Gewinnes so unwahrscheinlich ist, dass man ihn als irrelevant ausschließen kann. Hier ist es unser Interesse für einen bestimmten Fall, das ihn relevant macht. Daher können auch unterschiedliche Interessen, zu unterschiedlichen Beurteilungen über epistemisches Sehen führen. Will man wissen, ob irgendwo ein als Polizist verkleideter Gangster herumläuft, so wird man bestreiten, dass man sehen kann, ob jemand ein Polizist ist. Will man nur wissen, ob man bei rot noch schnell über die Straße laufen kann, so wird man das nicht bestreiten wollen.

Kehren wir nun zurück zum Irrtum bei epistemischem Sehen. Unser zweiter Gast irrt sich, weil er ein bestimmtes mögliches Szenario nicht in Betracht zieht, und das erweist sich als Fehler. Da ihm tatsächlich Wasser gereicht wurde, war dieser Fall offenbar

nicht irrelevant und hätte daher nicht ausgeschlossen werden dürfen. Er konnte daher nicht sehen, dass es sich um Rosé handelt, sondern er glaubte es nur zu sehen. Aber er irrt nicht in seiner visuellen Fähigkeit, Weine zu unterscheiden, sondern er irrt in seinen Hintergrundannahmen über die Situation, in der er sich befindet.

Visuelle Täuschungen in dem Sinne, wie ich den Begriff verwenden will, funktionieren nach diesem Muster. Man irrt sich in bestimmten Hintergrundannahmen und glaubt fälschlicherweise in einer Situation zu sein, wo man bestimmte Dinge visuell erkennen kann und kommt so zu falschen Überzeugungen über das, was man sieht. Die Zuverlässigkeit der visuellen Fähigkeiten steht jedoch nicht zur Debatte. Im Gegenteil, diese Fähigkeiten sind die Voraussetzung für den Irrtum. Angenommen jemand wird durch einen als Polizisten verkleideten Gangster getäuscht, so dass er glaubt, zu sehen, dass es ein Polizist ist. Das ist eine visuelle Täuschung (in meinem Sinne), nur dann, wenn der Betrachter überhaupt zuverlässig Polizisten erkennen kann. Kann er auch in angemessenen Situationen nicht sehen, ob jemand ein Polizist ist, so kann er durch den Gangster auch nicht visuell getäuscht werden. Die wohl extremsten Fälle visueller Täuschung sind optische Täuschungen und Halluzinationen. Wir irren uns hier nicht nur über elementare Eigenschaften dessen, was wir sehen, sondern wir irren uns vor allem darin, zu glauben, wir *könnten* diese Eigenschaften erkennen. Wer flüchtig auf zwei Linien schaut und urteilt, dass sie schief zueinander stehen, der liegt manchmal daneben, aber er glaubt auch nicht, dass sein flüchtiges Urteil sehr zuverlässig ist. Wer jedoch die Linien einer optischen Täuschung genau betrachtet und urteilt, sie ständen schief, für den ist es beinahe ein Schock, wenn sich herausstellt, dass sie in Wirklichkeit parallel sind. Der Witz von optischen Täuschungen besteht nicht in dem Irrtum, sondern darin, dass der Betrachter gleichzeitig glaubt, hier sei kein Irrtum möglich. Es ist keine Fehlfunktion der visuellen Fähigkeiten, sondern eine falsche Einschätzung darüber, dass man seine visuellen Fähigkeiten hier verwenden könnte. Das gleiche passiert ja auch, wenn schräg auf das Wasser blickt und glaubt zu sehen, dass ein Fisch an einer bestimmten Stelle schwimmt. Weil das Licht an der Wasseroberfläche gebrochen wird, ist er jedoch an einer ganz anderen Stelle. Man glaubt, man könne auch im Wasser den Ort erkennen, aber man kann es nicht.

Unumstößlich ist normalerweise unsere Überzeugung darüber, dass man sehen kann, ob da überhaupt etwas ist. Wenn man glaubt zu sehen, dass da etwas ist, dann ist da auch fast immer etwas. Vielleicht nicht das, was man vermutet, aber auf jeden Fall nicht

nichts. Bei Halluzinationen jedoch kann man in dieser Hinsicht einer Täuschung unterliegen. Macbeth glaubt zu sehen, dass da ein blutiger Dolch ist, doch in Wirklichkeit ist da weder ein Dolch, noch sonst irgendetwas. Vor allem irrt sich Macbeth aber darin, dass er glaubt erkennen zu können, dass da etwas ist. Er glaubt, dass die Situation angemessen ist, um Gegenstände erkennen zu können. Halluzinationen sind so beunruhigend, weil sie eine der zentralsten Hintergrundannahmen in Zweifel ziehen, die wir bei jedem epistemischen Sehen machen. Nämlich die Überzeugung, dass man sehen kann, ob da etwas ist.

### 5 Sich-Täuschen bei Objekt-Sehen

Von Elisabeth Anscombe stammt das traurige Beispiel eines Jägers, der seinen Vater erschießt, weil er glaubt, einen Hirschen zu sehen.<sup>36</sup> Diese Täuschung ist anders als die, die wir bisher besprochen haben. Der Jäger glaubt nicht, dass er sehen kann, *dass* es sich um einen Hirsch handelt, in dem Sinne, dass er seine visuelle Fähigkeit anwendet, Hirsche zu erkennen. Das, was er sieht, ist vielleicht nur ein bewegter Punkt am Horizont, und auf jeden Fall viel zu undeutlich, als dass er in der Lage wäre, zu erkennen, ob es Hirsch oder Mensch ist. Er glaubt also nicht zu sehen, *dass* es ein Hirsch ist, sondern er glaubt einen Hirsch zu sehen. Er sieht etwas und glaubt, es sei ein Hirsch. Sein tragischer Irrtum betrifft nicht das epistemische Sehen, sondern das nicht-epistemische Sehen, das Objekt-Sehen.

Objekt-Sehen ist visuelles Unterscheiden eines Gegenstandes von einer Umgebung. In unserem Fall ist es der Jäger, der einen Gegenstand visuell von dem Wald oder der Wiese drumherum unterscheidet. Wenn er nun glaubt einen Hirschen zu sehen, so glaubt er also, einen Hirsch visuell von seiner Umgebung unterscheiden zu können.

Es gibt nun zwei unterschiedliche Weisen, in denen der Jäger sich irren kann. Erstens kann er sich darin irren, überhaupt *irgendetwas* von seiner Umgebung unterscheiden zu können. Er hatte einen Sehfehler oder war unkonzentriert, und schießt somit ins Blaue hinein, obwohl sich dort gar nichts befindet. Er *glaubt* zwar, da sei etwas (und vielleicht sieht es auch so aus, als ob da etwas sei), aber darin besteht eben der Irrtum. Er glaubt etwas zu sehen, aber er sieht nichts.

Eine zweite Art von Irrtum bei epistemischem Sehen ist jedoch häufiger. Man irrt sich nicht darin, dass man *etwas* sieht, sondern man irrt sich darin, *was* man sieht. Der

---

<sup>36</sup> Anscombe, *The Intentionality of Sensation*, S. 167.

unglückliche Jäger ist ein solches Beispiel. Er hat die wahre Überzeugung, etwas visuell von seiner Umgebung unterscheiden zu können, aber er irrt sich, indem er glaubt, es sei ein Hirsch. Im Gegensatz zum ersten Fall, ist da etwas, das er visuell unterscheiden kann, nämlich sein Vater. Nur hält er das, was er sieht, für etwas anderes, nämlich für einen Hirschen.

Anscombe erklärt den Unterschied zwischen den beiden Fällen durch verschiedene *materielle Objekte* bei gleichen *intentionalen Objekten*.<sup>37</sup> Ob der Jäger ins Blaue schießt oder auf seinen Vater, ist ein Unterschied im materiellen Objekt, das tatsächlich vorhanden ist (oder eben nicht). Das intentionale Objekt dagegen ist in beiden Fällen das gleiche – nämlich ein Hirsch – und entspricht der Beschreibung der Wahrnehmung aus der Sicht des Jägers.

Klarer wird der Unterschied in formaler Sprache.<sup>38</sup> Der Jäger J glaubt, er sehe etwas, und er glaubt, es sei der Vater:

J glaubt  $[\exists x ((J \text{ sieht } x) \text{ und } (x = \text{der Vater}))]$ <sup>39</sup>

Die Überzeugung des Jägers kann hinsichtlich des ersten (J sieht x) und des zweiten Terms (x = der Vater) falsch sein. Er kann sich darin irren, überhaupt ein x zu sehen, und er kann sich darin irren, dass es der Vater ist. Gründe für den ersten Irrtum haben wir schon kurz erwähnt. Wer glaubt etwas zu sehen, wo nichts ist, der war unaufmerksam, hatte einen Sehfehler, eine Halluzination, etc. Interessanter für uns ist der zweite mögliche Irrtum. Wie kommt es dazu, dass jemand von etwas, das er sieht, fälschlicherweise glaubt, es sei etwas anderes?

Es gibt verschiedene Möglichkeiten. Angenommen der Jäger sieht tatsächlich nur einen bewegten Punkt am Horizont. Warum glaubt er, einen Hirschen zu sehen? Vielleicht glaubt er, dass es hier als einzige größere Lebewesen nur Hirsche gibt. Vielleicht hat ihm auch jemand zugerufen, da sei ein Hirsch, und er hat sich darauf verlassen. Und vielleicht hat er gar keine Rechtfertigung für seine Überzeugung und ihm ist spontan der Gedanke gekommen: das muss ein Hirsch sein. Welches Objekt man sieht, ist davon abhängig, welches Objekt tatsächlich vorhanden ist, und so beruht

---

<sup>37</sup> Anscombe, *The Intentionality of Sensation*, S. 167. Die Unterscheidung stammt ursprünglich von Husserl, *Logische Untersuchungen*, Siehe auch White, *Seeing What is not There*.

<sup>38</sup> Vgl. Hintikka, *On the Logic of Perception*.

<sup>39</sup> Das der Vater ist „intentionales“ Objekt, weil er sich innerhalb des Kontextes einer Überzeugung des Jägers befindet.

der Irrtum bei Objekt-Sehen meist auf falschen Überzeugungen darüber, welche Gegenstände vorhanden sind.

Solche Überzeugungen gewinnen wir meist durch epistemisches Sehen. Das geschieht ja auch in den Fällen, in denen wir uns nicht täuschen. Wenn man einem Hirsch direkt gegenüber steht, so sieht man, *dass* da ein Hirsch ist, und dies ist der Grund dafür, zu glauben, man sehe einen Hirsch. Wenn man nun fälschlicherweise glaubt, einen Hirsch erkennen zu können, so führt das auch zu der falschen Überzeugung, man sehe einen Hirsch. Visuelle Täuschungen im Objekt-Sehen haben ihren Ursprung meist in einer Täuschung im epistemischen Sehen. Der Gast im Restaurant glaubt zu sehen, dass es ein Rosé ist, und daher glaubt er auch einen Rosé zu sehen. Macbeth glaubt einen Dolch zu sehen, weil er glaubt zu sehen, dass da ein Dolch ist.

Wir wissen nun, was es bedeutet, beim epistemischen Sehen und beim Objekt-Sehen getäuscht zu werden. Nun können wir untersuchen, ob uns Bilder auf diese Weise täuschen.

## **6 Bilder und Täuschungen**

Visuelle Täuschungen, in meinem Sinne, sind eine spezielle Form von Irrtum. Man glaubt etwas zu sehen oder glaubt zu sehen, dass etwas der Fall ist, und dann ist es nicht so. Wenn wir Bilder betrachten, so unterliegen wir normalerweise keiner solcher visuellen Täuschung. Wir sehen ein Bild, glauben, ein Bild zu sehen, und sehen sogar, dass es ein Bild ist. Wir gewinnen keine falschen Überzeugungen. Nehmen wir Théodore Géricaults „Floß der 'Méduse'“<sup>40</sup>. Das Bild ist zwar atemberaubend „realistisch“, aber trotzdem glaubt niemand ein echtes Floß zu sehen. Das würde nämlich die Überzeugung implizieren, da sei ein Floß, und das glauben wir normalerweise nicht. Ebenso glaubt niemand zu sehen, dass da ein Floß ist oder dass da mehrere tote Menschen liegen. Wir würden ansonsten auf das Bild ganz anders reagieren, als wir das im Museum tun.

Es ist allerdings unbestritten, dass uns manche Bilder visuell täuschen *können*. Bilder, bei denen diese Täuschung des Betrachters bewusst angestrebt wird, sogenannte Trompe-l'œil, sind seit der Antike bekannt und entwickelten sich vor allem im 18. und 19. Jahrhundert zu einem populären Genre. Sieht man z.B. William Harnetts „Die alte

---

<sup>40</sup> Géricault, Jean Louis Théodore, *Das Floß der „Méduse“*, 1818-19, Paris, Musée National du Louvre.

Violine“<sup>41</sup> an einer Wand hängen, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass man glaubt, eine echte Violine zu sehen und nicht etwa ein Bild davon. Man irrt sich darüber, was man im nicht-epistemischen und im epistemischen Sinne sieht. Man glaubt, eine Violine zu sehen, und man glaubt zu sehen, dass da eine Violine ist, und beide Überzeugungen sind falsch.

Auf Trompe-l'œil Bilder hereinzufallen ist nicht nur ein Irrtum, sondern eine visuelle Täuschung in dem oben besprochenen Sinne. Es versagt dabei nicht unsere visuelle Fähigkeit, eine Violine zu erkennen und auch ihre Zuverlässigkeit steht nicht in Frage. Die Fähigkeit ist im Gegenteil die Voraussetzung dafür, dass man glaubt eine Violine zu sehen. Der Fehler besteht in falschen Hintergrundannahmen über die Situation, in der man sich befindet. Ein durchschnittlich gebildeter Betrachter weiß zwar, dass man bei einem bestimmten Abstand eine Geige, die an der Wand hängt, nicht von einem Trompe-l'œil Bild unterscheiden kann. Wir wissen, dass es möglich ist, eine Fläche so zu bemalen, dass sie aus einer bestimmten Entfernung von Dingen wie einer Geige visuell ununterscheidbar ist. Das muss man hinnehmen, so wie man hinnimmt, dass sich eine Wachfigur, wenn man nicht zu nahe tritt, von einem unbewegten Menschen visuell nicht unterscheiden lässt. Doch normalerweise schließen wir solche Fälle als irrelevant aus. Wenn man *sieht*, dass auf der Konzertbühne der Solist eine Geige hält, so schließt man aus, dass es eine Wachspuppe mit einem Trompe-l'œil in der Hand sein könnte. Von einem Trompe-l'œil Bild getäuscht zu werden bedeutet also, die Möglichkeit unberücksichtigt zu lassen, da könne auch ein Bild sein.

Ob ein Trompe-l'œil erfolgreich ist, hängt daher nicht nur von seinem illusionistischen Aussehen ab, sondern auch davon, ob es ihm gelingt, den Betrachter gar nicht erst auf den Gedanken zu bringen, es könne auch ein Bild sein. Das ist der Grund dafür, warum meist gewöhnliche Alltagsgegenstände abgebildet werden. Es erscheint dem Betrachter nicht abwegig, dass da tatsächlich eine Geige an der Wand hängt, und deswegen denkt er nicht an die Möglichkeit eines Bildes. Bei dem Portrait eines Königs hingegen, und sei es noch so realistisch gemalt, muss man schon recht naiv sein, um zu glauben, da schaue wirklich der Monarch aus einem kleinen gerahmten Fenster. Portraits täuschen uns fast nie, weil die Möglichkeit, es könne sich um ein Bild handeln, zu sehr auf der Hand liegt.

---

<sup>41</sup> Harnett, William Michael, *Die alte Violine*, 1886, Cincinnati (Ohio), Slg. Ch. Williams.

Visuelle Täuschungen durch Bilder und durch Trompe-l'œil sind ein sehr seltenes Phänomen. Schon die Annahme, da könne ein Bild sein, beendet die Täuschung, weil sie die Grundlage dafür entzieht, falsche Überzeugungen zu gewinnen.

Bilder können mit visuellen Täuschungen daher nicht gleichgesetzt werden. Eine visuelle Täuschung ist ein Irrtum und hört auf, eine Täuschung zu sein, wenn wir merken oder vermuten, dass wir getäuscht werden. Doch ein Bild hört nicht auf, ein Bild zu sein, wenn wir bemerken, dass es ein Bild ist. Kurz: Bilder müssen uns, und das ist eigentlich selbstverständlich, nicht tatsächlich täuschen, um Bilder zu sein.

Aber sie *können* uns täuschen und das ist eigentlich das Bemerkenswerte. Bei den meisten, sogenannten „realistischen“ Bildern kann man sich vorstellen, dass es irgendwann einmal zur visuellen Täuschung kommt. Häufig passiert es sicherlich nicht, dass jemand angesichts Géricaults Bild glaubt, da schwimme tatsächlich ein Todesfloß durch den Louvre, aber völlig abwegig ist es dann auch wieder nicht.

Was sagt uns das? Die Tatsache alleine, dass Bilder täuschen können, ist noch nicht sehr interessant. Es gibt praktisch keinen Gegenstand auf dieser Welt, der uns nicht visuell täuschen kann, und rein statistisch betrachtet, geschieht das bei Bildern nicht häufiger als bei anderen Dingen, wie z.B. einem Baumstumpf in der Dämmerung. Warum ist visuelle Täuschung bei Bildern also überhaupt ein Thema?

Was das Phänomen bei Bildern interessant macht, ist der Zusammenhang zwischen dem, worüber man getäuscht wird, und dem, was auf einem Bild abgebildet ist. Géricaults Bild kann uns visuell darin täuschen, da sei tatsächlich ein Floß mit Menschen darauf. Dieses Floß ist aber gleichzeitig das, was auf dem Bild abgebildet ist. Der Getäuschte glaubt genau das vor sich zu sehen, was auf dem Bild abgebildet ist. Und diese Verbindung ist alles andere als selbstverständlich, wenn wir Bilder einmal mit anderen Dingen wie sprachliche Beschreibungen oder Symbolen vergleichen, von denen wir sie ja unterscheiden wollen. Die Beschreibung eines Floßes macht niemanden glauben, er sehe tatsächlich ein Floß. Warum, so muss man sich fragen, sollte eine „Repräsentation“, von der wir im Falle der visuellen Täuschung nicht einmal erkennen, dass sie eine Repräsentation ist, uns gerade so täuschen, dass wir glauben das zu sehen, was sie in Wirklichkeit repräsentiert? Auch wenn Bilder also nicht einfach visuelle Täuschungen sind, ist es zumindest erklärungsbedürftig, warum es eine Verbindung zwischen dem Inhalt und der *Möglichkeit* der visuellen Täuschung gibt.

## 1.2 Aussehen

In dem vorherigen Kapitel habe ich versucht zu zeigen, dass man weder im wörtlichen Sinne sieht, was auf einem Bild abgebildet ist, noch glaubt das zu sehen. Bilder sind keine Sehhilfen und meist keine Illusionen. Wenn man das Bild eines Baumes sieht, so sieht man keinen Baum und man glaubt auch meistens nicht, man sehe einen. Allerdings eben nur meistens, und es bleibt zu erklären, warum manche Bilder uns doch auf diese Art und Weise täuschen können.

Ich möchte im Folgenden zeigen, dass unser Begriff von „Aussehen“ eng verbunden ist mit der Möglichkeit visueller Täuschung. Wenn etwas so aussieht wie etwas, dann impliziert das eine Möglichkeit von visueller Täuschung und umgekehrt. Diesen Begriff von Aussehen werde ich anschließend auf Bilder übertragen und untersuchen, ob Bilder so aussehen, wie das, was sie abbilden. Ich glaube zusammengefasst, dass visuelle Täuschung bei Bildern Gemeinsamkeiten hat mit visueller Täuschung bei Dingen, die wie etwas anderes aussehen. Und dies ist die Ausgangsbasis für meine These, dass Bilder so aussehen, wie das, was sie abbilden.

### 1 Epistemisches Aussehen

Der Begriff des Aussehens ist eng verwandt mit dem des epistemischen Sehens. Epistemisches Sehen bedeutet, beim Betrachten von Gegenständen bestimmte Überzeugungen zu gewinnen. Aussagen über das Aussehen von Gegenständen sind dagegen oft Aussagen darüber, welche Überzeugungen man gewinnen *würde*, wenn man den Gegenstand in einer bestimmten Situation betrachtete.<sup>42</sup>

Nehmen wir wieder das Beispiel eines Gangsters, der sich als Polizist verkleidet hat. Zu behaupten, dass er so aussieht, als ob er ein Polizist sei, bedeutet, dass ein normaler Betrachter ihn für einen Polizisten halten würde – und genau das will der Gangster mit seiner Verkleidung ja auch erreichen. Sein Ziel ist es, so auszusehen, wie ein Polizist, damit man ihn für einen Polizisten hält. Von dem angenommenen Betrachter erwartet der Ganove, dass er durch epistemisches Sehen zu einer falschen Überzeugung gelangt. Die Verkleidung ist gelungen, wenn der normale Betrachter glaubt, dass er sieht, dass der Gangster ein Polizist sei. Umgekehrt sieht der Gangster auch nicht so aus wie ein

---

<sup>42</sup> Diese These ist nicht neu. Siehe z.B. Vesey, *Of the Visible Appearance of Objects*, S. 148, Vesey, *Seeing and Seeing As*, S. 115.

Polizist, wenn ein normaler Betrachter nicht die Überzeugung gewinnen würde, er könne visuell einen Polizisten erkennen. Ein verkleideter Gangster, der einen normalen Betrachter nicht täuschen kann, sieht nicht so aus, als ob er ein Polizist sei.

„Aussehen“ in diesem Sinne ist vergleichbar mit „Scheinen“. Wenn es so scheint, als ob so-und-so der Fall wäre, dann haben wir es mit einer Situation zu tun, in der man normalerweise die Überzeugung gewinnen würde, es wäre tatsächlich so-und-so der Fall. Wenn es so scheint, als ob es mit der Wirtschaft wieder aufwärts ginge, dann könnte man aus den verschiedenen Indikatoren, Unternehmensberichten, Zeitungsartikeln etc. folgern, es ginge tatsächlich aufwärts. Die Wirklichkeit kann natürlich ganz anders sein, und derjenige, der über den scheinbaren Aufwärtstrend der Wirtschaft spricht, kann das auch wissen. Wer behauptet, dass es so scheint, als ob p, der muss nicht glauben, dass p. Sondern er unterstellt einem *angenommenen* Zeitgenossen (der ein bisschen naiver ist, als man selbst), dieser *würde* glauben, es gehe aufwärts. Und wenn ein solcher Zeitgenosse aus den vorhandenen Informationen *nicht* folgern würde, es gehe aufwärts, dann *scheint* es auch nicht so zu sein.

Bei der Rede von „Scheinen“ und „Aussehen“ bezieht man sich also auf Überzeugungen, die andere, oder man selbst in einer bestimmten Situation gewinnen *würde*. Die beiden Ausdrücke unterscheiden sich vor allem durch die Weise, wie eine angenommene Person zu den Überzeugungen gelangt. Wenn etwas so aussieht, als ob p, dann würde eine angenommene Person durch visuelle Wahrnehmung die Überzeugung gewinnen, dass p. Wenn es so scheint, als ob p, dann können auch andere Informationskanäle eine Rolle spielen.

Damit ein Gangster überhaupt so aussehen kann, als ob er ein Polizist sei, ist es daher notwendig, dass man Polizisten *visuell* erkennen kann (ansonsten könnte es so *scheinen*, als ob jemand ein Polizist sei). Nur wenn man sehen kann, dass jemand ein Polizist ist, dann kann eine Person auch so aussehen, als ob er einer sei. Umgekehrt kann niemand so aussehen, als ob er ein Polizist mit Fremdsprachenkenntnissen sei, weil es (für einen normalen Betrachter) nicht möglich ist, zu sehen, ob jemand Fremdsprachenkenntnisse hat. Die Fähigkeit zu einem bestimmten epistemischen Sehen ist notwendige Bedingung für Aussehen.

Neben einem angenommenen Betrachter wird bei Aussehen auch eine bestimmte Situation vorausgesetzt, in der das epistemische Sehen stattfindet. Zu behaupten, jemand sehe so aus, als ob er ein Polizist sei, bedeutet, dass er *bei normalen*

*Bedingungen* den Betrachter täuschen kann - auf der Straße, bei Tageslicht, in angemessener Entfernung etc. Und nicht etwa in der Dunkelheit, bei starkem Nebel oder aus 500m Entfernung.

Aussehen ist im Grunde also eine empirische Eigenschaft eines Gegenstandes. Man stellt den entsprechenden Gegenstand X, zumindest hypothetisch, vor einen Betrachter und in eine Situation (die beide durch Annahmen charakterisiert werden), und wenn der Betrachter glaubt zu sehen, dass X so-und-so ist, so folgt daraus, dass X so aussieht, als ob es so-und-so wäre. Aussehen ist die empirische Eigenschaft von Dingen, in bestimmten Situationen bei bestimmten Betrachtern durch epistemisches Sehen bestimmte Überzeugungen hervorzurufen.<sup>43</sup>

Kontrafaktischen Definitionen von Aussehen wird manchmal vorgeworfen, sie seien zirkulär. Es gelänge nämlich nicht, den angenommenen Betrachter (oder die Situation) zu charakterisieren, ohne dabei wieder auf das Aussehen Bezug zu nehmen.<sup>44</sup> Nicht jeder beliebige angenommene Betrachter würde in unserem Fall ja die Überzeugung gewinnen, der verkleidete Gangster sei ein Polizist. Jemand, der z.B. weiß, dass es sich um einen verkleideten Gangster handelt, wird das nicht glauben, und ebenso wenig derjenige, der den Gangster persönlich kennt. Wie wir oben gesehen haben, ist bei epistemischem Sehen immer eine ganze Reihe von Hintergrundannahmen notwendig, die wir einem angenommenen Betrachter unterstellen müssen. Da es schwierig scheint, all diese Bedingungen anzugeben, stellt sich die Frage, ob der angenommene Betrachter am Ende anders definiert werden kann, als einer, der durch epistemisches Sehen zu der gewünschten Überzeugung kommt, also einer, der glaubt, einen Polizisten zu sehen. Dann hätte man Aussehen in Bezug auf epistemisches Sehen eines angenommenen Betrachters definiert und den angenommenen Betrachter wieder in Bezug darauf, dass eben jenes epistemische Sehen stattfindet. Ein Zirkel, so scheint es.

Aber ich glaube nicht, dass hier ein Problem entsteht, auch wenn sich ein solcher logischer Zirkel vielleicht nicht vermeiden lässt. Ich behaupte ja lediglich, dass unser Begriff von Aussehen verknüpft ist mit der Annahme eines Betrachters in einer bestimmten Situation. Urteile über Aussehen können in Urteile über angenommene Betrachter übersetzt werden. Die Frage lautet nicht, ob die Definition zirkulär ist,

---

<sup>43</sup> Ich glaube, das ist auch der Grund dafür, warum die Rede über Aussehen voraussetzt, dass man schon *Erfahrung* mit epistemischem Sehen in verschiedenen Situationen gesammelt hat. Kleine Kinder können noch nicht über das Aussehen der Dinge sprechen.

<sup>44</sup> Siehe z.B. Jackson, *Perception*, S. 41, der Armstrong, *A Materialist Theory of the Mind* kritisiert.

sondern ob Urteile über den angenommenen Betrachter besser zu handhaben sind als Urteile über Aussehen. Und dass dies der Fall ist, wird sich bei der Anwendung auf Bilder später zeigen. Das Ziel dieses Kapitels ist es nicht, zu zeigen, dass Aussagen über Betrachter grundlegender sind als Aussagen über Aussehen, sondern ich möchte unabhängig von einer bestimmten Theorie der Wahrnehmung ein Begriffsgerüst beschreiben, das auf Bilder anwendbar ist.<sup>45</sup>

Aussehen muss sich nicht immer auf „normale“ Betrachter in „normalen“ Situationen beziehen. Etwas kann auch für einen bestimmten Betrachter in einer bestimmten Situation so-und-so aussehen. *Bei schlechter Beleuchtung*, sieht ein gefälschter 50€ Schein so aus, als ob er echt wäre. *Für einen gewieften Detektiv* sieht jemand so aus, als ob er ein Gangster sei, obwohl er *für andere Menschen* nicht so aussieht. *Aus 10m Entfernung* sieht eine Wachsfigur so aus wie ein Mensch. In diesen Beispielen macht man Aussagen darüber, zu welcher Überzeugung ein bestimmter angenommener Betrachter in einer bestimmten angenommenen Situation kommen würde. Die Struktur ist jedoch die gleiche: *X sieht (für eine Person S in einer Situation K) so aus, als ob es ein F wäre, genau dann, wenn ein Betrachter (bzw. S in K), durch epistemisches Sehen die Überzeugung gewinnen würde, X sei tatsächlich F.* Ich werde daher im Weiteren von *epistemischem Aussehen* sprechen.<sup>46</sup>

Das epistemische Aussehen z.B. von einem verkleideten Gangster ist eine Disposition des Gangsters und nicht etwa die Beschreibung eines zeitlich begrenzten Wahrnehmungsprozesses. Wenn der Gangster für den Detektiv Müller so aussieht wie ein Polizist, so ist das eine Aussage über den Gangster, und nicht über Herr Müller. Darin ist zwar enthalten, welche Überzeugung Herr Müller gewinnt, oder gewinnen würde, *wenn* er ihn betrachtet. Aber nicht nur während des Betrachtens sieht der Gangster so aus. Man betrachtet den Gegenstand um herauszufinden, welches Aussehen

---

<sup>45</sup> Das gleiche gilt ja auch für meine Charakterisierung von epistemischem Sehen, von der ich behauptet habe, es sei eine visuelle Fähigkeit. Warum man diese Fähigkeit besitzt, habe ich nicht beschrieben, und auch keine Aussagen darüber gemacht, welche Rolle so etwas wie „visuelle Eindrücke“ oder ein „visuelles Erlebnis“ dabei spielen. Auch wenn man vielleicht nur *wegen* einem bestimmten visuellen Erlebnis die Fähigkeit besitzt, zu sehen, dass etwas der Fall ist, ändert das ja nichts daran, dass man diese visuelle Fähigkeit besitzt. Ebenso trifft es vielleicht zu, dass ein visuelles Erlebnis, ausschlaggebend dafür ist, wie etwas für einen Betrachter aussieht. Die Charakterisierung, die ich von Aussehen gegeben habe, widerspricht dem nicht. Aber genau dann, wenn ein bestimmtes Aussehen vorhanden ist, dann ist ein Betrachter vorstellbar, der zu einer bestimmten Überzeugung gelangt, ob das nun in visuellen Eindrücken fußt oder nicht.

<sup>46</sup> Der Begriff stammt ursprünglich von Chisholm, *Perceiving*, S.44.

er *hat*. Man sieht zuerst in den Himmel, aber dann in das Gesicht des Gesprächspartners, um zu sagen „Für mich sieht es so aus, als ob es gleich regnete“.<sup>47</sup>

Epistemisches Aussehen gibt es sprachlich nicht nur in der Form „X sieht so aus, als ob es Y wäre“, sondern auch in der Form „*es sieht so aus*, als ob so-und-so der Fall wäre“. Der Unterschied besteht darin, dass dabei kein bestimmtes Objekt-Sehen unterstellt wird. „Paul sieht so aus, wie ein Polizist“ bedeutet, dass ein Betrachter *beim Sehen von Paul* glauben würden, er sei ein Polizist. Man geht von einer hypothetischen Situation aus, in der jemand Paul sieht. Wenn man stattdessen sagt, „es sieht so aus, als ob Paul gegangen ist“, so macht man keine Aussage darüber, was jemand *beim Betrachten von Paul* glauben würde. Im Gegenteil, Paul nicht zu sehen war in diesem Beispiel ja der Grund dafür, dass es so aussieht, als ob er gegangen sei. Man kann sehen, dass Paul gegangen ist, ohne Paul zu sehen, und man kann sehen, dass es gleich anfängt zu regnen, ohne den Regen zu sehen. Analog dazu kann auch unser hypothetischer Betrachter durch epistemisches Sehen Überzeugungen gewinnen, die keine Gegenstände betreffen, die er selbst sieht. Und genau in diesem Fall sagt man dass *es so aussieht*, als ob etwas der Fall wäre.

## 2 Komparatives Aussehen ist epistemisches Aussehen

Manchmal wird von einem epistemischem Aussehen ein so genanntes „komparatives“ Aussehen unterschieden.<sup>48</sup> Komparativ, weil dabei ein Aussehen mit dem anderen verglichen werden soll, im Gegensatz zum epistemischen Aussehen, wo man Überzeugungen gewinnt.

Jackson verwendet das Beispiel eines 1000m entfernten Mannes, dessen Kopf so aussieht, wie ein kleiner Fleck. Nach Jackson ist das ein Vergleich zwischen zwei Aussehen, nämlich dem eines entfernten Mannes und dem eines nahen Punktes. Eine angemessenere Formulierung wäre daher: „Der Kopf eines 1000m entfernten Mannes sieht so aus, wie ein Fleck aus der Nähe aussieht“.<sup>49</sup>

Doch ich glaube, dass es sich auch hier um ein epistemisches Aussehen in meinem Sinne handelt. Man kann die Aussage ja so verstehen, dass ein angenommener

---

<sup>47</sup> Ein großer Teil der philosophischen Schwierigkeiten mit dem Ausdruck „X sieht für eine Person S so aus, als ob er F wäre“ scheint mir vermeidbar zu sein, wenn man akzeptieren würde, dass dabei kein zeitlich begrenztes Wahrnehmungserlebnis bezeichnet wird.

<sup>48</sup> Die Unterscheidung stammt von Chisholm, *Perceiving*, S. 43ff.

<sup>49</sup> Jackson, *Perception*, S. 32.

Betrachter – vielleicht einer, der nicht so genau hinschaut, oder einer, der durch eine schmutzige Glasscheibe schaut – den entfernten Kopf für einen nahen kleinen Fleck halten könnte. Das ist zwar kein sehr alltägliches Szenario, aber genau so ein Szenario scheint man sich doch auszumalen, wenn man den entfernten Kopf mit einem Fleck vergleicht.

Die Unterscheidung zwischen epistemischem und komparativem Aussehen, gründet auf der Intuition, dass im einen Fall Überzeugungen gewonnen werden, und die visuellen Informationen gewissermaßen schon „verarbeitet“ wurden, während im anderen Fall ein Aussehen „direkt“ mit einem anderen Aussehen verglichen wird. Das Aussehen wird im komparativen Sinne als eine Art inneres Bild beim Betrachten verstanden, das mit einem anderen inneren Bild verglichen wird.

Aber erstens ist nicht klar, wie man Aussehen „direkt“ miteinander vergleichen kann, und zweitens scheint es auch nicht zuzutreffen, dass so etwas geschieht. Wenn die Aussage „Der Kopf sieht aus wie ein kleiner Fleck“ ein Vergleich zwischen dem Aussehen eines entfernten Kopfes und dem Aussehen eines nahen Flecks wäre, dann müsste dieser Vergleich symmetrisch sein, und man müsste umgekehrt von einem nahen Fleck sagen können, er sehe so aus wie ein entfernter Kopf. Das ist aber nicht der Fall. Man sagt zwar, den Horizont betrachtend, „Das, was da hinten so aussieht wie ein kleiner Fleck, ist in Wirklichkeit der Kopf von einem Mann.“, aber man sagt nicht, einen schmutzigen Tisch betrachtend, „Das, was so aussieht wie ein entfernter Kopf, ist in Wirklichkeit ein kleiner Fleck auf der Decke“. Entfernte Köpfe sehen manchmal so aus, wie nahe Flecken, aber nahe Flecken nicht so, wie entfernte Köpfe. Komparatives Aussehen ist nicht so komparativ wie oftmals angenommen.

Fasst man die Aussage als eine über epistemisches Aussehen auf, so wird jedoch klar, warum eine Symmetrie nicht vorhanden ist. Wenn der Kopf im epistemischen Sinne so aussieht wie ein Fleck, dann müsste ein angenommener Betrachter durch epistemisches Sehen zu der (falschen) Überzeugung gelangen, da sei tatsächlich ein Fleck. Wenn der angenommene Betrachter z.B. die Hintergrundannahmen macht, er sehe durch eine schmutzige Glasscheibe oder da seien in der Luft schwebende Partikel, so könnte es durchaus sein, dass er sich irrt und zu sehen glaubt, *dass* da ein Fleck sei.

Andererseits, wenn man einen nahen Fleck betrachtet, so ist es nicht so leicht, sich eine Situation auszumalen, in der man glaubt zu sehen, *dass* es ein Kopf ist. Im besten Fall kann man sich noch eine Situation ausmalen, wo jemand glaubt, einen entfernten

Kopf zu sehen, im Sinne von Objekt-Sehen. Aber zu glauben, er könne *sehen, dass* es ein entfernter Kopf ist, das ist recht abwegig. Man kann sich kaum eine Situation vorstellen, in der ein Betrachter seine epistemische Fähigkeit anwendet, *Köpfe* zu erkennen, und dann von einem Fleck behauptet, es sei einer. Darum sieht ein entfernter Kopf so aus, als ob er ein Fleck wäre (ein Betrachter könnte glauben er sehe, dass da ein Fleck ist) aber der Fleck sieht nicht so aus, als ob er ein Kopf wäre (ein Betrachter könnte nicht glauben, er sehe, dass da ein Kopf wäre).

Auch Jackson fällt diese Asymmetrie auf. Er erklärt sie, indem er Aussehen in „normalen“ Umständen als Bezugspunkt verwendet.<sup>50</sup> Der Kopf, 1000m entfernt, sieht so aus, wie ein Fleck unter *normalen* Umständen aussieht. Im Gegensatz dazu sieht ein Fleck nicht so aus, wie ein Kopf unter normalen Umständen aussieht.

Aber was sind hier normale Umstände? Warum sollte es nicht normal sein, einen entfernten Kopf zu betrachten? Einen entfernten Berg zu betrachten, würden wir ja auch als normale Situation bezeichnen. An der Entfernung per se kann es also nicht liegen. Die Mitteldistanz scheint nun deswegen die „normale“ Entfernung für das Betrachten von Köpfen zu sein, weil man aus dieser Entfernung Köpfe gut als Köpfe erkennen kann (im Gegensatz zu Bergen, die aus der Nähe oftmals nicht so aussehen wie solche). Normale Umstände zum Betrachten eines Kopfes wären dann die, in denen ein Betrachter sehen kann, *dass* es ein Kopf ist.

Aber dieser Zug macht aus komparativem Aussehen wieder epistemisches Aussehen. Ausformuliert lautet Jacksons Vorschlag also: Das Aussehen des Kopfes, 1000m entfernt, ist so, wie das Aussehen eines Flecks unter „normalen“ Umständen, d.h. in einer angenommenen Situation, in der ein Betrachter sehen kann, dass es ein Fleck ist.

Und das ist einfach epistemisches Aussehen. Jacksons Beispiel ist kein Argument für ein eigenständiges komparatives Aussehen, sondern im Gegenteil, kann man die bestehende Asymmetrie nur dann erklären, wenn es sich um epistemisches Aussehen handelt.

Die einzigen Fälle, in denen „X sieht so aus wie Y“ tatsächlich in einer Art komparativer Bedeutung verwendet wird, sind die, wo wir damit nur eine visuelle Ununterscheidbarkeit meinen. Ein heißer Topfdeckel sieht so aus wie ein kalter, könnte man sagen, nachdem man sich die Finger verbrannt hat. Man verbrennt sich die Finger aber nicht, weil man glaubt, *sehen zu können*, dass der Deckel kalt ist, sondern nur weil

---

<sup>50</sup> Jackson, *Perception*, S. 32.

man *glaubt*, dass er kalt ist. Man kann eben nicht *sehen*, ob ein Topfdeckel heiß oder kalt ist, und daher kann im epistemischen Sinne auch nichts so aussehen wie ein heißer oder kalter Topfdeckel.

Von heißen Dingen zu behaupten, dass sie so aussehen wie kalte Dinge, ist daher eine Aussage darüber, dass sie in epistemischer Hinsicht *gleich* aussehen. Es ist *nicht* möglich ist, das eine vom anderen durch epistemisches Sehen zu unterscheiden. Der angenommene Betrachter gewinnt durch seine visuelle Fähigkeit keine unterschiedlichen Überzeugungen hinsichtlich der Temperatur.

Der Gegenbegriff zum gleichen Aussehen ist daher das *verschiedene* Aussehen. Zwei Dinge sehen verschieden aus, wenn es möglich ist, sie epistemisch zu unterscheiden. In beiden Fällen bezieht man sich auf einen angenommenen Betrachter, dem epistemisches Sehen unterstellt wird. Heiße und kalte Gegenstände sehen gleich aus, weil niemand sehen kann, ob sie heiß oder kalt sind. Grüne und rote Gegenstände sehen verschieden aus, weil man sehen kann, dass sie rot oder dass sie grün sind.<sup>51</sup>

Auch in diesem Sinne ist komparatives Aussehen also nicht eine neue Art von Aussehen, die sich von epistemischem Aussehen unterscheidet. Es ist stattdessen eine allgemeine Aussage über Gleichheit und Verschiedenheit im epistemischen Aussehen.

### **3 Ähnliches Aussehen und „X sieht so aus wie Y“**

Bisher sind wir davon ausgegangen, dass der Ausdruck „X sieht aus wie Y“ mit dem Ausdruck „X sieht so aus, als ob es Y wäre“ (und auch „es sieht so aus, als ob X ein Y wäre“) gleichgesetzt werden kann. Unser verkleideter Gangster sieht so aus wie ein Polizist, und er sieht so aus, als ob er ein Polizist wäre. Ein angenommener Betrachter würde ihn für einen Polizisten halten.

Diese Gleichsetzung gilt jedoch nicht immer. Wenn man z.B. von einer Tochter behauptet, sie sehe so aus wie der Vater, so bedeutet das nicht, dass sie aussehe, als ob sie der Vater wäre, zumindest kann man das für die beiden hoffen. Ein Betrachter würde die Tochter nicht für den Vater halten. Es geht hier nicht um eine Verwechselbarkeit von Vater und Tochter, sondern stattdessen um eine *Ähnlichkeit* zwischen den beiden. „X sieht so aus wie Y“ ist hier die verkürzte Form von „X sieht so *ähnlich* aus wie Y“.

---

<sup>51</sup> Das ist natürlich wieder abhängig von den Betrachtern und Situationen, um die es geht. In der Dämmerung sehen graue und braune Katzen bekanntlich gleich aus, aber bei Tageslicht nicht. Und für einen Detektiv können schlecht verkleidete Gangster und Polizisten verschieden aussehen, obwohl sie das für einen normalen Betrachter nicht tun.

Ein Betrachter würde nicht glauben, dass X in Wirklichkeit Y sei, sondern er würde glauben, dass X und Y einander ähnlich seien. Die Tochter sieht nicht so aus, als ob sie der Vater sei, sondern als ob sie bestimmte Eigenschaften mit dem Vaters gemeinsam hätte.

Ähnlich zu sein bedeutet gemeinsame Eigenschaften zu besitzen und so ist es notwendig, die Eigenschaften spezifizieren zu können, hinsichtlich derer die beiden ähnlich sein sollen. Das könnte die Nasenform sein, der Gesichtsausdruck, die Statur, etc. Die Tochter kann hinsichtlich der Nasenform so aussehen wie ihr Vater, während sie hinsichtlich ihres Gesichtsausdrucks ganz anders aussieht.

Ohne Spezifizierung solcher Eigenschaften ist der Ausdruck „X sieht so aus wie Y“ beliebig. Eine Schaufensterpuppe sieht aus wie ein Mensch, wenn das hinsichtlich der Figur gemeint ist, aber sie sieht nicht so aus, wenn das hinsichtlich ihrer leblosen Augen gemeint ist. Eine Wolke am Himmel sieht so aus wie ein Kaninchen, wenn man über die Form spricht und nicht etwa über Größe oder Farbe. Und ein verkleidetes Kind sieht so aus wie ein Pirat, wenn man sich auf den Hut und den aufgeklebten Bart bezieht, aber nicht auf sein Alter.

„Aussehen wie“ und „Aussehen, als ob“ verhalten sich zueinander wie viele andere Ausdrücke mit „wie“- und „als ob“-Ergänzung. Wenn Paul z.B. so *lacht, als ob* er sich verschluckt hätte, dann bedeutet das, dass man glauben könnte, Paul hätte sich tatsächlich verschluckt. Seinem Lachen nach zu urteilen könnte man meinen, er habe sich verschluckt, kann man sagen. Das gleiche gilt für „Paul *sieht so aus, als ob* er sich verschluckt hätte“. Seinem Aussehen nach zu urteilen, könnte man meinen, er habe sich verschluckt. Oder genauer: ein angenommener Betrachter von Paul könnte diese Überzeugung gewinnen.

Wenn Paul jedoch so *lacht wie* sein Bruder, dann muss das nicht bedeuten, dass ein Zuhörer ihn für seinen Bruder halten würde. Meistens ist damit nur gemeint, dass er *so ähnlich* lacht, wie sein Bruder. Sein Lachen hat bestimmte Eigenschaften, die auch das Lachen seines Bruders besitzt. Vielleicht lachen beide immer sehr laut, oder vielleicht so, als ob sie sich gerade verschluckt hätten. Weil sie beide so lachen, als ob sie sich gerade verschluckt hätten, und noch dazu laut, kann man dann sagen, dass der eine so ähnlich lacht *wie* der andere. Das schließt aber nicht aus, dass das Lachen der beiden Brüder in anderer Hinsicht ganz verschieden ist, und für jeden Zuhörer leicht zu unterscheiden.

Das gleiche gilt nun auch für „Paul *sieht so aus wie* sein Bruder.“ Der Ausdruck bedeutet meistens nicht, dass man Paul für seinen Bruder halten könnte. Stattdessen ist gemeint, dass er *so ähnlich* aussieht wie sein Bruder. Das Aussehen von Paul hat Ähnlichkeiten mit dem Aussehen seines Bruders, könnte man sagen. Vielleicht sehen beide ein bisschen traurig aus. Paul sieht dann so ähnlich aus wie sein Bruder, weil beide ein bisschen traurig aussehen.

Eine Ähnlichkeit im Aussehen ist also eine Übereinstimmung in bestimmten „Eigenschaften“ des Aussehens, so wie eine Ähnlichkeit im Lachen, eine Übereinstimmung in bestimmten „Eigenschaften“ des Lachens bedeutet. Ähnliches Aussehen hängt also davon ab, wie man Aussehen beschreiben kann, d.h. welche „Eigenschaften“ man ihm zuschreiben kann. Nun lassen sich Aussagen über *epistemisches* Aussehen übersetzen in Aussagen über einen angenommenen Betrachter. Wenn jemand traurig aussieht, dann sieht er so aus, als ob er traurig *wäre*, d.h. ein angenommener Betrachter würde die Überzeugung gewinnen, er sei traurig. Man beschreibt das epistemische Aussehen eines Gegenstandes also durch Eigenschaften, die ihm ein angenommener Betrachter zuschreiben würde. Ein ähnliches Aussehen bedeutet dann, dass ein angenommener Betrachter übereinstimmende Eigenschaften zuschreiben würde. Paul sieht so ähnlich aus wie sein Bruder, weil beide traurig aussehen, d.h. ein angenommener Betrachter würde die Überzeugung gewinnen, dass sowohl Paul, als auch sein Bruder traurig seien.<sup>52</sup>

---

<sup>52</sup> Dieser Übergang ist nicht ganz unproblematisch. In „X sieht so ähnlich aus wie Y“ bezieht sich „ähnlich“ auf das Aussehen, und nicht auf X und Y. Man kann also nicht einfach folgern, dass es so aussieht, als ob X und Y ähnlich seien, sondern nur, dass ihr Aussehen ähnlich sei. Das kann man ja auch an verwandten Ausdrücken erkennen. Wenn Paul so ähnlich lacht wie sein Bruder, dann lacht Paul nicht so, als ob er, Paul, Ähnlichkeiten mit seinem Bruder habe, sondern, als ob *sein Lachen* Ähnlichkeiten mit dem seines Bruders habe. Der Übergang von „X sieht so ähnlich aus wie Y“ zu „Es sieht so aus, als ob X und Y ähnlich wären“ ist eben nur deshalb möglich, weil Aussagen über das Aussehen von X und Y übersetzt werden können in Aussagen über Eigenschaften von X und Y, die ein angenommener Betrachter ihnen zuschreiben würde. Aussehen wird dabei wieder auf epistemisches Aussehen beschränkt. Und das *ist* eine Beschränkung, denn es gibt auch Eigenschaften des Aussehens, die nichts mit epistemischem Aussehen zu tun haben, z.B. kann ein Gegenstand im trüben Wasser unscharf aussehen, ohne dass es Sinn macht zu sagen, *der Gegenstand sei* unscharf.

Dass nicht alle Sinneswahrnehmung epistemische Wahrnehmung ist, wird beim Hören deutlich. Epistemisches Hören macht einen viel weniger relevanten Teil unseres Hörens aus, als es epistemisches Sehen von unserem Sehen ausmacht. Wenn X so-und-so (z.B. rot oder traurig) aussieht, so bedeutet das meistens, dass es so aussieht, als ob X irgendwelche Eigenschaften hätte (epistemisches Aussehen). Wenn X so-und-so (z.B. laut, oder schrill) klingt bzw. sich so-und-so anhört, so bedeutet das meistens nicht, dass X sich so anhört/so klingt, als ob X irgendwelche Eigenschaften hätte. Eine Türglocke kann schrill klingen, aber das bedeutet nicht, dass sie so klingen würde, als ob sie schrill *sei*.

*X sieht (im epistemischem Sinne) so ähnlich aus wie Y, genau dann, wenn X so aussieht, als ob es eine bestimmte Eigenschaft hätte und Y ebenfalls so aussieht, als ob es diese Eigenschaft hätte. Ein angenommener Betrachter würde durch epistemisches Sehen die Überzeugung gewinnen, X und Y hätten eine bestimmte Eigenschaft gemeinsam.*

Ohne Spezifizierung der gemeinsamen Eigenschaften ist eine Aussage über ähnliches Aussehen also sinnlos. Aber das bedeutet nicht, dass es dem Betrachter immer möglich ist, die gemeinsamen Eigenschaften in eine sprachliche Beschreibung zu fassen. Wenn man einen Krakel auf ein Papier malt und eine vergrößerte Kopie daneben legt, dann kann man sofort erkennen, dass die beiden ähnlich aussehen bzw. ähnlich sind. Nicht hinsichtlich ihrer Größe, sondern hinsichtlich ihrer Form. Ein angenommener Betrachter würde die Überzeugung gewinnen, dass die beiden Farbstrukturen die gleiche Form haben. Er müsste diese Form aber nicht sprachlich beschreiben können. „Ich erkenne diese Form genau wieder, und ich könnte sie abzeichnen, aber es ist nicht leicht, sie zu beschreiben“, könnte er sagen.

Wer behauptet, dass zwei Gegenstände ähnlich sind, der muss sich also auf eine ganz bestimmte Eigenschaft beziehen, aber er muss sie nicht sprachlich in Worte fassen können. Das gilt für eine Aussage über ähnliche Farben, Formen oder Größen nicht anders als für eine Aussage über einen ähnlichen Gesichtsausdruck. Es muss festgelegt sein, um welche Eigenschaft es sich dabei handelt. D.h. es muss Kriterien geben, wann ein Gegenstand diese Eigenschaft besitzt und wann nicht. Aber ob man die Eigenschaft mit Worten beschreiben kann, oder mit einem Muster, oder einfach dadurch, dass man Gegenstände auf diese Weise klassifizieren kann, das ist offen.

Häufig spricht man genau deswegen von Ähnlichkeit oder einem ähnlichen Aussehen, weil man einem Gegenstand eine Eigenschaft oder ein Aussehen *zuschreiben* will, das sich schlecht in Worte fassen lässt. Wir können z.B. von einem Gesicht sagen, dass es einem anderen ähnelt. Es würde uns schwer fallen, Eigenschaften eines Gesichts sprachlich zu benennen, und daher beziehen wir uns auf andere Gesichter mit den gleichen Eigenschaften. Wir hoffen einfach, dass unser Gesprächspartner versteht, um welche Eigenschaften es dabei gehen soll. Besonders gut kann man sich daher auf Gegenstände beziehen, die eine Eigenschaft *typischerweise* haben. So gibt es z.B. die typische Form eines Löffels, die typische Struktur von Bienenwaben, oder das typische Muster von 70er Jahre-Tapeten. Wenn man dann z.B. von einem Kleid behauptet, es

sehe so ähnlich aus wie einer Tapete der 70er Jahre, so schreibt man dem Kleid eine ganz bestimmte Eigenschaft zu, nämlich so gemustert zu sein, wie es typischerweise eine 70er-Jahre-Tapeten ist. Man verweist auf die Tapete, und verlässt sich darauf, dass der Gesprächspartner versteht, welches typische Muster man meint.

Trotzdem darf man nicht vergessen, dass sich Aussagen über Ähnlichkeiten immer auf eine bestimmte Eigenschaft beziehen, hinsichtlich derer die Ähnlichkeit behauptet wird. Wenn man von dem Kleid behauptet, dass es so ähnlich aussehe, wie eine 70er-Jahre-Tapete, dann muss damit irgendeine bestimmte Eigenschaft gemeint sein. Man muss sie nicht benennen können, aber man muss sie z.B. durch ein Muster erklären können, oder dadurch, dass man verschiedene Tapeten nach dieser Eigenschaft klassifizieren kann. Wenn man nicht angeben kann, um welche Eigenschaft es dabei gehen soll, dann ist die Aussage über eine Ähnlichkeit sinnlos und leer. Denn jeder Gegenstand ähnelt in *irgendeiner* Hinsicht jedem anderen. „X sieht so ähnlich aus wie Y“ wird erst dann zu einer sinnvollen Aussage, wenn klar ist, auf welche Eigenschaften er sich bezieht.

### 1.3 Das Aussehen von Bildern

Sehen Bilder so aus, wie das, was sie abbilden? Manche Bilder sicherlich. Trompe-l'œil Bilder haben z.B. genau dieses Ziel. Der Künstler versucht zu erreichen, dass es so aussieht, als ob der abgebildete Gegenstand wirklich da sei. Gelingt ihm das nicht, dann ist es schlicht kein Trompe-l'œil.

Doch dies scheint nur für einen sehr kleinen Teil von Bildern zu gelten. Viele andere sehen nicht so aus, wie das, was sie abbilden. Zumindest nicht in dem Sinne, dass es vorstellbar wäre getäuscht zu werden. Wer würde schon ein Strichmännchen für eine echte Person aus Fleisch und Blut halten? Allerdings neigen wir auch hier zu der Aussage, dass so eine Zeichnung „in bestimmter Hinsicht“ oder vielleicht „ein bisschen“ so aussehe wie ein Mensch. Ich möchte untersuchen, in welcher Hinsicht das zutrifft, und zeigen, dass es sich dabei um ein ähnliches Aussehen handelt.

Die Frage, ob Bilder so aussehen, wie das, was sie abbilden, darf man jedoch nicht mit der Frage verwechseln, ob so ein Aussehen hinreichend dafür ist, ein Bild zu sein. Denn das ist es sicherlich nicht, wie wir schon in der Einleitung gesehen haben und später noch weiter untersuchen werden.

#### *1 Das Aussehen von Trompe-l'œil*

Harnetts Trompe-l'œil „Die alte Violine“ zeigt eine Violine, die an einer Wand hängt. Das Bild kann einen Betrachter täuschen, so dass er glaubt, er sehe kein Bild, sondern eine echte Geige. Aus unserer Definition von epistemischem Aussehen folgt daraus, dass das Bild so aussieht wie eine Geige in dem Sinne, dass es so aussieht, als ob es eine Geige wäre. Man könnte es für eine Geige halten.

Auf den ersten Blick macht der Satz „Das Bild sieht so aus, als ob es eine Geige wäre“ jedoch einen etwas schrägen Eindruck. Man hält das Bild nicht auf die gleiche Weise für eine Geige, wie man z.B. einen verkleideten Ganoven für einen Polizisten hält. Der verkleidete Ganove sieht so aus, als ob er ein Polizist sei, weil er einen normalen Betrachter in ganz verschiedenen Situationen täuschen kann, aus verschiedenen Perspektiven und verschiedenen Abständen. Harnetts Gemälde täuscht uns jedoch nur in sehr speziellen Situationen. Liegt das Gemälde auf dem Tisch, oder betrachtet man es von hinten, so wäre nichts abwegiger, als es für eine Geige zu halten. Das Bild ist ein eckiger, gerahmter flacher Gegenstand und so sieht es meistens auch aus.

Wie schon gezeigt, ist Aussehen relativ zu bestimmten angenommenen Situationen. Ein Trompe-l'œil ermöglicht die visuelle Täuschung nur in einer ganz speziellen Situation, wenn es nämlich von vorne betrachtet wird und der richtige Abstand gegeben ist. Das Trompe-l'œil sieht *aus einem bestimmten Blickwinkel* so aus, als ob es eine Geige wäre, müsste man sagen.

Doch auch diese Formulierung klingt seltsam. Es scheint nicht so zu sein, dass das *ganze* Bild so aussieht, als ob es eine Geige wäre, auch dann nicht, wenn der Blickwinkel stimmt. Das Bild ist ja eine recht große quadratische Fläche und dieses Quadrat sieht sicherlich nicht so aus, als ob es eine Geige wäre. Es ist eher ein bestimmter Teil davon, der so aussieht. Versuchen wir es also mit: „Ein Teil der Leinwand sieht aus einem bestimmten Blickwinkel so aus, als ob er eine Geige sei“.

Ist das richtig? Um Klarheit darüber zu gewinnen, müssen wir uns daran erinnern, dass Aussehen mit den gewonnenen Überzeugungen eines angenommenen Betrachters verknüpft ist. Betrachten wir also die Situation, wo ein angenommener Betrachter Paul, vor Harnetts Trompe-l'œil steht und sich täuschen lässt. Welche Überzeugungen gewinnt er über das, was er sieht?

Ein Teil seiner Überzeugungen betrifft sein Objekt-Sehen, und ein anderer Teil betrifft sein epistemisches Sehen. Zu den Überzeugungen über Objekt-Sehen zählen z.B. „ich sehe eine Geige“, „ich sehe ein Notenblatt“ oder „ich sehe eine alte Geige aus braunem Holz“. Überzeugungen über epistemisches Sehen sind dagegen von der Art „ich sehe, dass da eine Geige hängt“, „ich sehe, dass die Geige aus Holz ist“, „ich sehe, dass die Geige vor dem Notenblatt hängt“ etc.

Letztere führen direkt zu Aussagen über Aussehen, wie wir im vorherigen Kapitel gezeigt haben. Wenn ein angenommener Betrachter glaubt zu sehen, dass *p*, dann sieht es so aus, als ob *p*. Paul wird getäuscht und es gilt: Aus einem bestimmten Blickwinkel sieht es so aus, als ob da eine Geige hängen würde, es sieht so aus, als ob die Geige aus Holz sei, etc. Das entspricht unserer Definition von epistemischem Aussehen.

Schwieriger sind Pauls Überzeugungen über sein Objekt-Sehen. Wie schon gezeigt kann man eine Überzeugung über Objekt-Sehen als zwei getrennte Überzeugungen auffassen. Aus „Paul glaubt, eine Geige zu sehen“ wird:

Paul glaubt, dass er etwas (*x*) sieht

Paul glaubt, dass das, was er sieht (x), eine Geige ist<sup>53</sup>

Aber Paul irrt sich, und so ist mindestens eine seiner beiden Überzeugungen falsch. Ist die erste falsch? Nein. Paul sieht nicht nichts, sondern etwas, nämlich das Bild. Paul sieht im epistemischen Sinne zwar nicht, *dass* da ein Bild ist, aber er sieht im Objekt-Sinne das Bild. Das, was er visuell von seinem Hintergrund unterscheidet, ist in Wirklichkeit Harnetts Trompe-l'œil.

Es ist sehr wichtig, den Unterschied zu verstehen zwischen dem Fall, in dem jemand *durch gesehene Gegenstände* visuell getäuscht wird, und dem Fall, in dem eine visuelle Täuschung *ohne gesehene Gegenstände* stattfindet.<sup>54</sup>

Letzteres geschieht bei Halluzinationen, Nachbildern oder Sehstörungen. Angenommen Paul halluziniert eine Geige. Das könnte auch in einem leeren oder völlig dunklen Raum stattfinden. Er glaubt dann etwas zu sehen, aber es trifft nicht zu, dass er etwas sieht. Er *hält* auch nicht etwas für eine Geige, denn da ist ja in Wirklichkeit nichts, das er für etwas anderes halten könnte. Bei der Halluzination einer Geige ist Pauls erste Überzeugung falsch (1.). Es gibt keinen Gegenstand, für den gilt, dass Paul ihn sieht, sondern Paul glaubt nur, dass es ihn gibt<sup>55</sup> (und es sieht für ihn epistemisch vielleicht auch so aus).

Wenn man dagegen durch tatsächlich gesehene Gegenstände visuell getäuscht wird, so sieht man nicht nichts, sondern eben diese Gegenstände. Man sieht einen Ganoven, glaubt aber, er sei ein Polizist. Man halluziniert keinen Polizisten, sondern glaubt *von dem Ganoven*, den man sieht, er sei ein Polizist.

Ein anderes Beispiel: Man glaubt, einen Fleck auf der Wand zu sehen, obwohl man tatsächlich einen Fleck auf der Brille sieht. Es ist nicht so, dass man den Fleck auf der Brille sieht und gleichzeitig den Fleck an der Wand halluziniert, sondern man hält den Fleck auf der Brille für einen Fleck auf der Wand. Von dem Gegenstand, den man sieht, glaubt man, er sei ein Fleck auf der Wand.

---

<sup>53</sup> Seine zweite Überzeugung könnten wir in unserem Beispiel präzisieren, denn Paul glaubt, *durch epistemisches Sehen* zu erkennen, dass es eine Geige ist - wir haben es mit einer visuellen Täuschung zu tun. Die zweite Überzeugung lautet also genauer:

2<sup>+</sup>. Paul glaubt zu sehen, dass x eine Geige ist

Doch diese Präzisierung lassen wir einmal beiseite.

<sup>54</sup> Diese Unterscheidung macht schon Austin, *Sense and Sensibilia*, S. 24. Siehe auch White, *Seeing What is not There* S. 63-64.

<sup>55</sup> Formal ausgedrückt: Paul glaubt( $\exists x$  (Paul sieht x))

Bei der visuellen Täuschung durch Gegenstände ist die erste Überzeugung wahr und die zweite Überzeugung falsch. Man sieht tatsächlich etwas (1.), hat aber eine falsche Überzeugung über das, was man sieht (2.).

Die visuelle Täuschung durch ein Trompe-l'œil ist eine visuelle Täuschung durch einen Gegenstand, nämlich durch ein Bild. Wird Paul durch Harnetts Trompe-l'œil getäuscht, so hat er keine Halluzination einer Geige, sondern er sieht tatsächlich etwas, nämlich das Bild. Er glaubt aber, dass das, was er sieht, eine Geige sei. Seine zweite Überzeugung ist falsch.

Man muss allerdings aufpassen mit dem Ausdruck „das, was er sieht“. Es stimmt zwar, dass *das, was er sieht* in gewisser Hinsicht *Harnetts Bild* ist, denn das ist es ja, was Paul tatsächlich sieht. Paul glaubt das aber nicht. Es gilt daher nicht, dass Paul glaubt, Harnetts Bild sei eine Geige. Überzeugungen bilden einen intensionalen Kontext, wo bezeichnende Ausdrücke nicht beliebig durch andere ersetzt werden können, auch wenn sie das gleiche bezeichnen. Paul glaubt, dass *der Gegenstand, den er sieht*, eine Geige ist. „*Der Gegenstand, den er sieht*“, bezeichnet „de re“ zwar Harnetts Bild, aber „de dicto“ glaubt Paul das nicht.<sup>56</sup>

Wie lautet nun genau die „de re“ Überzeugung, die Paul hat?

Das, wovon Paul glaubt, es sei eine Geige, ist, wie schon erwähnt, ein Teil des Bildes, und nicht das ganze Bild. Es kann auch nicht das ganze Bild sein, weil er ja noch andere Dinge dort zu sehen glaubt (ein Notenblatt, einen Brief etc.). Und er hält ja nicht das gleiche Bild sowohl für eine Geige als auch für ein Notenblatt und einen Brief. Paul hält verschiedene Teile des Bildes für verschiedene Dinge, die er glaubt zu sehen.<sup>57</sup> Er glaubt also „de re“ von einem Teil des Bildes, dass er eine Geige sei.

Muss man angeben können, um welchen Teil des Bildes es sich dabei *genau* handelt? Ich glaube nicht. Das gelingt uns ja auch bei anderen visuellen Täuschungen nicht

---

<sup>56</sup> Formal ausgedrückt lautet diese Überlegung folgendermaßen:

$\exists x ((\text{Paul sieht } x) \text{ UND Paul glaubt}(x \text{ ist eine Geige}))$

Obwohl  $x$  nun de facto Harnetts Bild ist, darf man nicht folgern: Paul glaubt(Harnetts Bild ist eine Geige)

<sup>57</sup> Aber sieht man nicht immer den Gegenstand (das Bild), auch wenn man nur einen Teil des Gegenstandes sieht? Ja, aber das bedeutet natürlich nicht, dass man nicht auch Teile eines Bildes sehen kann. Und es bedeutet vor allem nicht, dass eine Überzeugung über „das was man sieht“ sich immer auf den ganzen Gegenstand bezieht und nicht auf einen Teil davon. Man kann unter dem Tisch ja *das, was man sieht*, (korrekterweise) für einen Fuß halten. Und wenn es sich um den Fuß des Gesprächspartners handelt, so ist *das, was man da sieht* auch der Gesprächspartner. Aber der Gesprächspartner ist nicht der Fuß und man hält ihn auch nicht für einen Fuß. Der Fuß ist ein Teil des Gesprächspartners und nur von diesem Teil glaubt man, es sei ein Fuß. Ebenso kann Paul von einem Teil des Bildes, den er sieht, glauben, er sei eine Geige.

immer. Bei dem verkleideten Ganoven war es zwar leicht zu entscheiden, von welchem Gegenstand der Betrachter (*de re*) glaubt, er sei ein Polizist. Es ist genau dieser Mann auf der Straße, der Gangster. Aber viele andere Fälle visueller Täuschung sind nicht so klar: Angenommen jemand glaubt einen Hasen im Gebüsch zu sehen (und zu sehen, dass es ein Hase ist), obwohl er in Wirklichkeit nur Blätter und Äste sieht. Dann trifft es zwar zu, dass er Blätter und Äste für einen Hasen gehalten hat, aber man kann nicht genau angeben, welche Blätter und Äste das waren. Man kennt die Situation ja allzu gut, dass man glaubt, etwas zu sehen, und wenn man näher tritt, löst sich der vermeintliche Gegenstand in völlig unzusammenhängende Dinge oder Schatten auf. Man hat dann keinen Gegenstand halluziniert, sondern man kann einfach nicht mehr genau angeben, welche Dinge man fälschlicherweise für etwas anderes gehalten hat.

Das gleiche gilt für die visuelle Täuschung durch ein *Trompe-l'œil*. Manchmal kann man die Strukturen auf der Leinwand genau identifizieren, die man für etwas gehalten hat. Was Paul sieht und für eine Geige hält, ist eine braune Fläche mit recht klarem Umriss. Was er für ein Notenblatt hält, ist eine weiße Fläche mit einem ebenso klaren Umriss. Aber nicht bei allen Bildern ist das so klar. Ein *Trompe-l'œil*, das eine in Gebüsch versteckte Geige zeigt, könnte einen Betrachter glauben machen, er sehe diese wirklich. Eine Menge kleiner Farbflächen hält er dann für eine Geige. Aber welche das genau sind, wird man nicht so leicht sagen können.<sup>58</sup> Auch könnte die Geige auf dem Bild halb im Dunklen verschwinden, so dass nicht klar ist, wo die Farbfläche endet, die man als der Geige gesehen hat.

Man muss also nicht genau angeben können, welche Strukturen auf der Leinwand der getäuschte Betrachter für etwas anderes gehalten hat. Aber sicherlich *waren* es Farbstrukturen auf dem Bild. Denn etwas anderes, das er hätte sehen können, ist ja nicht vorhanden. Und auch halluziniert hat er nichts.

Kehren wir nun zurück zu unserer Ausgangsfrage über das Aussehen von einem *Trompe-l'œil*. Welche Aussagen kann man darüber machen? Paul, der sich von Harnetts *Trompe-l'œil* visuell täuschen lässt, glaubt, er könne etwas sehen, und er könne sehen, dass es eine Geige ist. Weil also ein Betrachter vorstellbar ist, der sich von dem Bild visuell täuschen lässt, folgt gemäß unserer Definition von epistemischem Aussehen,

---

<sup>58</sup> Der Fall wäre ja nicht anders, wenn man tatsächlich kleine Stückchen einer Geige so im Gebüsch anordnet, dass jemand glaubt, er sehe eine Geige. Auch dieser Betrachter hält die kleinen Stückchen für eine Geige, ohne genau angeben zu können, welche davon es waren.

dass es (aus einem bestimmten Blickwinkel) so aussieht, als ob es eine Geige sei. „Es“ bezieht sich (de re) auf Farbstrukturen der Leinwand, die Paul sieht. Bestimmte Farbstrukturen auf der Leinwand sehen (bei einem bestimmten Blickwinkel) also so aus, als ob sie eine Geige wären.

Das kann man auch allgemein formulieren: Wenn vorstellbar ist, dass ein angenommener Betrachter von einem Bild getäuscht wird, so dass er glaubt, er sehe X, und glaubt, er sehe, dass es X ist, so gilt: Farbstrukturen auf dem Bild sehen so aus, als ob sie X seien.<sup>59</sup>

## 2 Einwände gegen das Aussehen von Trompe-l'œil

Es gibt mehrere Einwände gegen die These, dass Trompe-l'œil-Bilder, auf denen X abgebildet ist, so aussehen, als ob sie X wären.

Der erste lautet, dass Trompe-l'œil-Bilder (und auch die Farbstrukturen darauf) viel mehr wie etwas anderes aussehen. Z.B. wie ein Bild oder eben wie Farbstrukturen auf einer Fläche. Bilder sehen am ehesten so aus, als ob sie Bilder seien, und nicht so sehr, als ob sie etwas anderes seien.

Doch der Einwand geht fehl, denn Gegenstände können nicht nur wie *eine* Sache aussehen. Marmorimitat sieht so aus, als ob es Marmor wäre und es sieht gleichzeitig so aus, als ob es Marmorimitat wäre. Aussehen ist relativ zu einem angenommenen Betrachter, und so können verschiedene Betrachter zu verschiedenen Überzeugungen kommen. Ein Trompe-l'œil kann daher so aussehen, als ob es ein Bild sei, und gleichzeitig „unter anderem“ so, als ob es eine Geige sei.

Das Trompe-l'œil kann auch dann so *aussehen*, als ob es eine Geige sei, wenn man sogar *sehen* kann, dass es keine Geige, sondern ein Bild ist. Aussehen bezieht sich auf einen angenommenen Betrachter und „sehen, dass“ bezieht sich auf einen tatsächlichen Betrachter. Die gewonnenen Überzeugungen können verschieden sein. Wenn sich Bundeskanzler Schröder als Polizist verkleidet, sieht er so aus, als ob er einer wäre, obwohl man sehen kann, dass es Schröder und somit kein Polizist ist. Für das Aussehen nehmen wir einen Betrachter an, der Schröder nicht kennt oder zumindest nicht erkennt. Für diesen Betrachter sieht er so aus wie ein Polizist.

---

<sup>59</sup> Wobei X ein Eigenname sein kann („Napoleon“), oder eine bezeichnende Beschreibung („mein Nachbar“) oder eine Typ-Bezeichnung („ein Pferd“).

Die Unterscheidung zwischen einem angenommenen Betrachter und einem tatsächlichen Betrachter hilft auch ein anderes Missverständnis zu beseitigen. Manchmal wird behauptet, dass der „visuelle Eindruck“, den man beim Betrachten von Bildern gewinnt, nicht vereinbar damit sei, dass es so aussehe, als ob da wirklich eine Geige hinge. Wie unterschiedlich sind doch die Erlebnisse, wenn man, ohne getäuscht zu werden, ein Trompe-l'œil betrachtet, und die Erlebnisse, wenn man den abgebildeten Gegenstand selbst betrachtet.

Aber erstens sind sie gar nicht so unterschiedlich. Sieht eine Landschaft durch eine transparente Scheibe betrachtet wirklich so anders aus, als ein sehr realistisches Bild der Landschaft? Und auch das immer wieder vorgebrachte Argument, dass Bilder, wenn sie uns nicht täuschen, „flach“ wirken und daher nicht „wirklich“ so aussehen können wie räumliche Dinge, ist nicht sehr schlagkräftig. Mit einem Auge betrachtet sieht eine Geige ebenso „flach“ aus wie ein Bild<sup>60</sup>, aber sie sieht immer noch so aus wie eine Geige. Außerdem gibt es beim Betrachten weit entfernter Gegenstände keine „Tiefenwirkung“ mehr, und trotzdem sehen diese noch immer räumlich aus. Auch ein flach wirkendes Bild kann also so aussehen, als ob es räumlich wäre. Überhaupt ist die Menge an unterschiedlichen visuellen Eindrücken, die man haben kann, wenn man eine wirkliche Geige betrachtet, sehr heterogen. Bei Nebel, bei Bewegung oder blendendem Gegenlicht sieht eine Geige ja noch immer so aus wie eine Geige. Warum sollte es beim Betrachten eines Trompe-l'œil dann nicht so aussehen können, als ob da eine Geige wäre?<sup>61</sup>

Aber vor allem geht bei dem Aussehen von Trompe-l'œil Bildern gar nicht um die visuellen Erlebnisse, die man selbst beim Betrachten eines Bildes hat, sondern um diejenigen, die man einem angenommenen Betrachter unterstellt. Die eigenen visuellen Erlebnisse beim Betrachten eines Gegenstandes können ganz andere sein, als diejenigen, die man als Ausgangspunkt für seine Aussagen über das Aussehen macht. Ein Detektiv kann ja urteilen, dass ein schlecht verkleideter Ganove (für die meisten Menschen) so aussieht, als ob er ein Polizist sei. Das schließt nicht aus, dass der Detektiv selbst immer nur einen verkleideten Gauner darin sehen kann und beim besten Willen keinen Polizisten. Er urteilt darüber, welche Schlüsse andere Betrachter aus

---

<sup>60</sup> Die Tiefenwirkung entsteht durch das Stereosehen mit beiden Augen.

<sup>61</sup> Siehe Walton, *Transparent Pictures*, S. 258, der dieses Argument verwendet um zu zeigen, dass Dinge auf Fotografien zu erkennen eine Form von Sehen ist.

ihren visuellen Eindrücken ziehen würden. So kann man auch urteilen, dass ein schlecht verkleideter Ganoven *für einen Betrachter, der ihn nur flüchtig betrachtet*, so aussieht, als ob er ein Polizist sei. Man muss einen Gegenstand nicht selbst flüchtig betrachten, um zu urteilen, wie er flüchtig betrachtet aussieht.

Wenn man von Harnetts Trompe-l'œil nicht getäuscht wird (was ja der häufigste Fall im Umgang mit diesem Bild ist), dann kann man also visuelle Erlebnisse haben, die sich sehr stark von den visuellen Erlebnissen unterscheiden, die man beim Betrachten einer wirklichen Geige hätte. Trotzdem kann man urteilen, dass das Bild so aussehe, als ob es eine Geige sei. Bei einer Aussage über Aussehen liegt die ganze Last der Rechtfertigung auf dem angenommenen Betrachter und der angenommenen Situation, und nicht auf den eigenen Erlebnissen beim Betrachten des Bildes.

Wenden wir uns daher noch einmal der Situation einer Täuschung zu. Können wir Angaben darüber machen, wie die Situation und der Betrachter beschaffen sein müssen, damit es zur Täuschung kommt?

Der angenommene Betrachter muss sicherlich die Hintergrundannahmen machen, dass Täuschungen wie Halluzinationen, Wachsmodele und eben Trompe-l'œil als irrelevante Fälle ausgeschlossen werden. Er darf nicht vermuten, dass es sich um ein Trompe-l'œil handelt, denn dann ließe er sich ja nicht mehr täuschen. Das ist auch keine ungewöhnliche Bedingung für einen Betrachter. Praktisch immer, wenn wir eine Geige betrachten, berücksichtigen wir nicht, dass es sich auch um ein Trompe-l'œil handeln könnte. Dadurch ist es uns überhaupt erst möglich, angesichts einer Geige in mittlerer Entfernung auch zu sehen, dass es eine Geige ist. *Für einen Betrachter, der (unter anderem) glaubt, da sei kein Bild, sieht es also so aus, als ob da eine Geige hinge.*

Angenommen nun, ein feiner Sonnenstrahl fällt auf das Bild und spiegelt sich so, wie das nur bei einer Fläche möglich ist. Sieht es noch immer so aus, als ob da eine Geige hinge? Ja und Nein. Jemand, der den Lichtreflex bemerkt, sieht nun, dass es ein Bild ist. Aber ein Betrachter, der die Spiegelung nicht bemerkt oder einfach nicht darauf achtet, wird weiterhin die Überzeugung gewinnen, eine Geige zu sehen. Man kann also sagen: Für einen Betrachter, der die Spiegelung nicht bemerkt hat, bzw. für einen Betrachter, der immer noch glaubt, da sei kein Bild, sieht es so aus, als ob da eine Geige hinge. Das lässt sich vergleichen mit unserem vorherigen Beispiel von Bundeskanzler Schröder, der sich als Polizist verkleidet. Für einen Betrachter, der ihn nicht erkennt, sieht er so aus wie ein Polizist.

Kehren wir zurück zu der ursprünglichen Situation im Museum. Man sieht den Rahmen um Harnetts Bild, man erkennt sogar ein paar Risse auf der Leinwand, und vor allem weiß man, dass in Gemäldegalerien keine Geigen hängen. Ein normaler Betrachter würde nie auf die Idee kommen, da sei eine Geige, ja er kann sogar *sehen*, dass es ein Trompe-l'œil ist. Wir behaupten aber trotzdem, dass es so aussehe, als ob da eine Geige hänge, weil wir uns auch hier einen Betrachter vorstellen können, der nicht bemerkt, dass es sich nur um ein Bild handelt. Der Betrachter ist je nach Qualität und Zustand des Trompe-l'œil leichter oder weniger leicht vorstellbar. Vielleicht muss man sich manchmal vorstellen, dass er nur sehr flüchtig hingeschaut hat, oder dass er glaubt durch eine seltsame Mattscheibe zu schauen. Aber der „Standpunkt“, den wir gegenüber dem Trompe-l'œil einnehmen, wenn wir über sein Aussehen sprechen, ist der eines Betrachters, der glaubt, die abgebildeten Dinge würden sich tatsächlich vor seinen Augen befinden.

Das zeigt sich auch darin, dass wir über die Geige auf dem Bild genau die gleichen Aussagen treffen können, wie über eine wirkliche Geige, die wir betrachten. „Man kann die Rückseite nicht sehen“ könnte man sagen, oder „Die Geige hängt ein bisschen schief an der Wand“ oder „Der untere Teil sieht ein bisschen dunkler aus“. Es ist nicht nur so, dass wir beim Betrachten des Trompe-l'œil eine Geige *in mancher Hinsicht* beschreiben können (so wie wir beim Betrachten eines Textes, eine Geige in mancher Hinsicht beschreiben können, weil sie darin erwähnt ist). Sondern *jede* Aussage, die ein normalsichtiger Betrachter über eine wirkliche Geige machen kann, die er betrachtet, können wir auch von einem Betrachter des Trompe-l'œil erwarten, auf dem eine Geige abgebildet ist. Wir beschreiben das Bild visuell so, als ob die abgebildeten Gegenstände vor unseren Augen lägen, weil wir uns die Perspektive eines Betrachters zu eigen machen, der glaubt eine wirkliche Geige zu sehen.

Nicht nur Trompe-l'œil, sondern auch viele andere Bilder sehen so aus, als ob die abgebildeten Dinge tatsächlich vorhanden wären, d.h. man kann sich vorstellen von ihnen getäuscht zu werden. Das hat seinen Grund vor allem in der „Entdeckung“ der Zentralperspektive im 15. Jahrhundert. Die Zentralperspektive ist vor allem ein Mittel täuschend echte Bilder zu malen. Ideengeber war Leon Battista Alberti, der in seiner Abhandlung über Malerei Ratschläge für ein gelungenes Bild lieferte.<sup>62</sup> Das Bild muss, so Alberti, als ein senkrechter Schnitt durch die „Sehpyramide“ verstanden werden und

---

<sup>62</sup> Alberti, *Über die Malkunst*.

kann dann durch perspektivische Konstruktionsregeln erzeugt werden. Die Gegenstände „innerhalb“ der Sehpyramide werden dabei auf die Schnittfläche projiziert, und zwar gerade so, dass man diese als eine Art Fenster zwischen Szenario und Auge auffassen kann.<sup>63</sup> Praktisch gesprochen wird das Bild dadurch zu einer illusionistischen Fläche, die genauso aussehen soll wie die Dinge, die sich „dahinter“ befinden. Das Hilfsmittel, um solche Bilder zu erzeugen, ist daher eine halbtransparente Fläche, das *Velum*, die rasterförmig unterteilt ist, und durch die man auf die Dinge schaut, die man zu malen gedenkt.<sup>64</sup> Genau das, was man durch das Velum sieht, wird nun auf das Bild übertragen. Ist an einer Stelle durch das Velum eine rote Fläche zu sehen, muss auf dem Bild an der entsprechenden Stelle ebenfalls eine rote Fläche sein. Im Idealfall entsprechen sich die beiden. Würde man das Velum durch das Bild ersetzen, so würde der Betrachter den Unterschied nicht bemerken. Das ideale Bild wäre ein Trompe-l'œil.

Es gibt zwar *theoretische* Vorbehalte gegen Albertis Malanweisungen. Denn es ist ja nicht „a priori“ klar, dass Albertis Verfahren zum Erfolg führt. Es *muss* nicht so sein, dass ein naher roter Fleck überhaupt so aussehen kann, wie ein weit entfernter, so dass eine visuelle Täuschung möglich ist. Gombrich schreibt zu Recht, dass die Farbe *auf der Leinwand* nicht das gleiche ist wie die Farbe des Gegenstandes *durch ein Velum* betrachtet. Das eine kann nicht ohne weiteres auf das andere übertragen werden.<sup>65</sup> Aber *de facto*, führt Albertis Anweisung zum Erfolg. Man kann Bilder so gestalten, dass sie täuschend echt aussehen. Unsere Wahrnehmung ist „empirisch“ so beschaffen, dass eine nahe Leinwand so aussehen kann wie entfernte Dinge, könnte man sagen.

Der Grund dafür liegt in der Optik zusammen mit unserer Wahrnehmungsbiologie: Bei perspektivischen Bildern treffen die gleichen Lichtstrahlen auf unser Auge, wie es beim Betrachten des Szenarios selbst geschehen würde. Das hat den Effekt, dass perspektivische Bilder zumindest im Idealfall ununterscheidbar sind von dem Szenario, das sie abbilden. Das gilt zwar nur für einen bestimmten Blickwinkel auf Gemälde und Szenario<sup>66</sup> und zudem darf der Betrachter die fehlende „Tiefe“ nicht bemerken. Aber einmal angenommen diese Bedingungen sind erfüllt (und das können wir für unseren

---

<sup>63</sup> Alberti, *Über die Malkunst*, S. 83, 85.

<sup>64</sup> Alberti, *Über die Malkunst*, S. 115.

<sup>65</sup> Gombrich, *Art and Illusion*, S. 29ff.

<sup>66</sup> Und natürlich müssen auch Bedingungen wie eine bestimmte Beleuchtung vorausgesetzt werden, siehe Gombrich, *Art and Illusion*, S. 29-34.

angenommenen Betrachter ja voraussetzen), dann kann der Betrachter auch getäuscht werden.

Bilder, die nach Albertis Regeln hergestellt wurden, und das sind neben Trompe-l'œil auch viele andere Gemälde und manche Fotografien<sup>67</sup> sehen so aus, wie die Dinge, die sie abbilden. Es ist ein Betrachter vorstellbar, der glaubt, die abgebildeten Dinge selbst zu sehen.

### **3 Bilder und ähnliches Aussehen**

Die allermeisten Bilder entsprechen jedoch weder Albertis Malanweisungen für ein gelungenes Gemälde, noch können sie uns so täuschen, dass wir glauben, wir hätten es mit den abgebildeten Gegenständen selbst zu tun. Strichmännchen, Karikaturen, Holzschnitte, kubistische Bilder, ägyptische Figuren oder Kreidezeichnungen sind keine Punkt-für-Punkt-Kopien eines Szenarios auf eine Fläche mit dem Ziel einer „Illusion“. Kein Betrachter würde ein Strichmännchen je für einen echten Menschen halten, aus welchem Blickwinkel auch immer wir ihn schauen ließen. Und wer sich durch ein Kinderbild mit Baum, Haus und Kopffüßler täuschen ließe, dem wäre wirklich nicht mehr zu helfen. Die „Diversität“ von Bildern, d.h. die Möglichkeit, Bilder auch in einem Stil zu malen, der nichts mit Trompe-l'œil zu tun hat, ist eines der Hauptargumente gegen die Vorstellung, dass das Aussehen von Bildern etwas damit zu tun hat, dass etwas abgebildet wird.<sup>68</sup>

Doch man darf hier keine vorschnellen Schlüsse ziehen und den Zusammenhang zwischen Aussehen und Abbildung ganz verwerfen. Niemand will ja ernsthaft behaupten, dass alle Bilder so aussehen, als ob die abgebildeten Dinge dort tatsächlich wären. Die Frage lautete stattdessen, ob Bilder *so ähnlich* aussehen wie die abgebildeten Dinge, d.h. ob sie hinsichtlich ihres Aussehens gemeinsame Eigenschaften mit diesen haben.

Wir müssen wieder unterscheiden zwischen einem „aussehen *wie*“ und einem „aussehen *als ob*“. Wenn man ein Strichmännchen betrachtet, dann sieht es nicht so aus, *als ob* da ein Mensch sei, sondern die Farbstrukturen sehen so aus *wie* ein Mensch. Ein

---

<sup>67</sup> Die Größe eines Bildes ist nicht unbedingt ein Argument gegen seinen Trompe-l'œil-Charakter. Man kann Dinge auch *verkleinert* sehen, z.B. durch einen Zerrspiegel. Wer einen Baum in einem solchen Spiegel verkleinert sieht, der sieht trotzdem diesen Baum. Bei kleinen Fotografien könnte man sich einen Betrachter vorstellen, der glaubt, die abgebildeten Dinge verkleinert zu sehen.

<sup>68</sup> Siehe z.B. Lopes, *Understanding Pictures* S. 37-39.

Betrachter würde die Farbstrukturen nicht für einen Menschen halten („aussehen als ob“), aber er würde glauben, dass es Eigenschaften mit einem Menschen gemeinsam hat („aussehen wie“). Denn das ist bei dem Strichmännchen ja ganz offensichtlich der Fall. Das Strichmännchen hat in etwa die gleiche *Form* wie ein Mensch. „Form“ ist zwar ein weiter Begriff, aber er ist hier nicht so weit gemeint. Man meint eine ganz bestimmte Form, wenn man sagt, dass die Figur einem Menschen ähnelt. Diese Form könnte man auch genauer beschreiben. Sie würde vielleicht lauten, dass ein längliches Mittelstück sich nach unten hin verzweigt, oben etwas Rundes aufgesetzt hat und rechts und links zwei weitere Extremitäten. Eine bestimmte Struktur haben die beiden gemeinsam, könnte man auch sagen, eine Anordnung von Elementen ihrer Form. Auch wenn es nicht so leicht ist diese Form zu beschreiben, so handelt es sich dabei um eine Eigenschaft, die wir auch bei anderen Gegenständen erkennen könnten. Auch zufällig so gewachsene Äste können diese Form haben, oder eine Straßenkreuzung von der Luft aus gesehen, oder eine Drahtfigur.

Wenn man von diesen Dingen sagt, dass sie so aussehen, wie ein Mensch, dann schreibt man ihnen ein Aussehen hinsichtlich dieser bestimmten Formeigenschaft zu. Und es ist es auch nicht verwunderlich, dass wir uns dabei gerade auf einen Menschen beziehen und diesen gewissermaßen als Vergleichsobjekt verwenden. Denn die Form, die wir meinen, tritt *typischerweise* bei Menschen auf, d.h. sie ist uns aus diesem Zusammenhang gut bekannt. „Das Strichmännchen sieht so aus wie ein Mensch“ bedeutet also so etwas wie: „Das Strichmännchen hat diese spezielle Form, die man typischerweise bei Menschen findet“.

Von einem Strichmännchen kann man also sagen, dass es einen Menschen *abbildet* (stellt ihn dar, ist ein Bild von einem Menschen, etc.) und auch so *ähnlich aussieht* wie ein Mensch. Das gilt für viele Bilder: Sie sehen so ähnlich aus wie das, was sie abbilden. Ihre Farbstrukturen haben hinsichtlich ihrer Form Ähnlichkeiten mit den Dingen, die auf dem Bild abgebildet sind. Wenn wir lernen Bilder zu malen, dann lernen wir auch genau eine solche Ähnlichkeit zu erzeugen. Kinderbilder sind oft nichts anderes als eine Übertragung von Formelementen der abgebildeten Dinge auf das Papier. Ein Auto ist irgendwie eckig und hat unten runde Räder, also malt man ein Bild, indem man oben eckige Linien und unten runde Kreise malt. Das Gemalte soll Form-

Eigenschaften mit einem Auto gemeinsam haben, und sieht daher so aus wie ein Auto.<sup>69</sup> Und das ist es ja auch, was man als Kind erreichen will.

Strichmännchen und kindlich gemalte Autos sehen nicht nur so ähnlich aus wie das, was sie abbilden, sondern sie haben *tatsächlich* eine ähnliche Form. Genauer gesagt, sehen sie so ähnlich aus, weil sie so ähnlich *sind*. Das Strichmännchen hat in bestimmter Hinsicht die gleiche Form wie ein Mensch.

Das ist jedoch nicht bei allen Bildern so. Bleiben wir einmal bei schematischen Zeichnungen. Das Bild eines Hauses könnte aus einem perspektivisch gemalten Würfel mit einem Dach darauf bestehen. „Ein Würfel mit einem Dach darauf“ ist eine (grobe) Beschreibung der Form eines Hauses und *in dieser Hinsicht* sieht das Bild von dem Haus so aus wie ein Haus, möchte man sagen.

Die Linien auf dem Papier, mit denen z.B. der Würfel gemalt ist, haben jedoch nicht wirklich diese Form. Die Zeichnung ist ja nicht würfelförmig, sondern flach. Folgt nun daraus, dass die Linien hinsichtlich der Eigenschaft „Ein Würfel mit einem Dach darauf“ nicht so aussehen können, wie ein Haus?

Nein, das folgt nicht. Damit etwas so ähnlich aussieht, wie etwas anderes, muss ein angenommener Betrachter glauben, er sehe gemeinsame Eigenschaften. Aber die gemeinsamen Eigenschaften müssen nicht tatsächlich vorhanden sein. Das haben wir ja schon in den letzten Kapiteln festgestellt. Dinge können so aussehen, als ob sie bestimmte Eigenschaften hätten, ohne diese Eigenschaften tatsächlich zu haben. Und Trompe-l'oeil-Bilder haben uns gezeigt, dass flache Farbstrukturen so aussehen können, als ob sie *räumliche* Eigenschaften hätten. Auch unsere Linien, mit denen der Würfel gezeichnet wurde, können also räumlich aussehen. Und genau das tun sie ja auch. Die Würfelzeichnung sieht räumlich aus, in dem Sinne, dass ein Betrachter glauben könnte, eine räumliche Struktur zu sehen. Wir verwenden räumliche Begriffe, um das Aussehen des Bildes zu beschreiben.

Unser schematisches Bild von dem Haus sieht also so ähnlich aus wie ein Haus, und zwar, wie vermutet, hinsichtlich der Form „Ein Würfel mit einem Dach darauf“. Es sieht so aus, als ob die Farbstrukturen auf dem Bild *diese* Formeigenschaft mit einem Haus gemeinsam hätten.

---

<sup>69</sup> Gleichzeitig sieht es natürlich noch so aus, wie alles mögliche andere, z.B. ein Rollcontainer oder ein Kinderwagen. Auf die Mehrdeutigkeit von Aussehen werde ich gleich noch zurückkommen.

Auch bei weniger schematischen Bildern sind es vor allem solche Form- und Farbeigenschaften, hinsichtlich derer sie so aussehen wie das, was sie abbilden. Die Kreidezeichnung z.B. eines Baumes sieht so aus wie ein Baum, möchte man sagen. Das bedeutet nun nicht, dass ein Betrachter glauben könnte, die Kreidestriche selbst seien ein Baum. Und es bedeutet auch nicht, dass er glauben könnte, sie hätten außer der Form, irgendwelche anderen typischen Eigenschaften eines Baumes. Niemand würde ja glauben, die Farbstruktur sei 20 m hoch, habe Blätter, oder würde aus dem Erdboden herauswachsen. Obwohl ein wirklicher Baum ja so aussieht, als ob er all diese Eigenschaften hätte. Wenn wir erkennen, dass die Farbstrukturen so ähnlich aussehen, wie ein Baum, dann ist es meist nur eine Ähnlichkeit hinsichtlich der Form. Die Farbstrukturen haben die typische Baum-Form, sie verästeln sich auf die gleiche Weise wie ein Baum, etc. Dabei kann es um Gemeinsamkeiten in der räumlichen Form gehen oder um nicht-räumliche Form-Eigenschaften.

Das Aussehen von Bildern lässt sich gut mit dem Aussehen von Skulpturen vergleichen. Auch die (figurative) Skulptur eines Menschen sieht ja so aus wie ein Mensch. Und auch hier handelt es sich um Eigenschaften der Form, hinsichtlich derer das ähnliche Aussehen zustande kommt. Eine ägyptische Skulptur von einem Menschen würde man weder für einen wirklichen Menschen halten, noch würde man glauben, sie habe, abgesehen von ihrer Form, typische Eigenschaften eines Menschen. Sie sieht nicht so aus, als ob sie lebendig wäre, sie sieht nicht so aus, als ob sie aus Fleisch und Blut bestünde, etc. Aber sie sieht so aus, als ob sie in bestimmter Hinsicht die Form eines Menschen habe. Und das hat sie auch. Alle figurativen Skulpturen, seien es die täuschend echten Wachsfiguren aus Madame Tussauds Kabinett, „realistische“ griechische Skulpturen oder eine langgezogene Figur von Giacometti ähneln in ihrer Form einem Menschen, wenn auch auf unterschiedliche Weise.

Das gilt nicht nur für einzelne Statuen, sondern auch für ganze Szenarien, wie Weihnachtsskripen oder Modelleisenbahnlandschaften. Eine Modelllandschaft z.B. sieht so aus wie eine Landschaft, weil sie deren Form besitzt. Sie hat die proportional geschrumpfte Form einer Landschaft, kann man sagen. Und abgesehen von Form und vielleicht Farbe spielen andere Eigenschaften für das ähnliche Aussehen kaum eine Rolle. Die Wiesen sind nicht aus Gras und sehen auch nicht so aus, als ob sie das wirklich wären. Und auch die Bäume sehen weder so aus, als ob sie wirklich Bäume wären, noch, als ob sie Blätter hätten. Sie haben die Form von Bäumen und das genügt.

Der Unterschied zwischen dem Aussehen eines Landschaftsbildes und dem Aussehen einer Modelllandschaft besteht nun darin, dass bei Bildern das Aussehen nicht an tatsächliche Eigenschaften gebunden ist. Bilder sind „visuelle“ Phänomene in dem Sinne, dass sie so aussehen können wie andere Dinge, ohne tatsächlich Eigenschaften mit ihnen zu teilen. Das Bild einer Landschaft hat nicht tatsächlich die Form einer Landschaft, sondern es sieht so aus, als habe sie diese. Das heißt, wir können Bilder, obwohl diese flach sind, mit einem räumlichen Formvokabular beschreiben, und hinsichtlich solcher räumlicher Eigenschaften können Bilder so aussehen wie die Dinge, die sie abbilden.

Die Form-Eigenschaften, hinsichtlich derer die Farbstrukturen auf Bildern so aussehen wie die abgebildeten Dinge oder Szenarien, können sehr einfach oder sehr komplex sein. Das Bild einer detailreichen bayrischen Hügellandschaft könnte einfach aus ein paar Wellenlinien bestehen. Das Bild sieht so aus wie die Landschaft *hinsichtlich der Eigenschaft wellig zu sein*. Dagegen kann sich ein kubistisches Portrait aus einer Vielzahl von Elementen zusammensetzen, von denen man erst nach langem Hinsehen erkennt, dass sie so aussehen wie ein Mensch. Es wäre dabei ein fast aussichtsloses Unterfangen, diese räumliche Eigenschaft in Worte zu fassen, hinsichtlich derer das Bild so aussieht wie ein Mensch. Zwar spielt es vielleicht eine Rolle, dass man den Umriss eines Menschen im Bild erkennen kann, aber warum wir in den Würfeln, Schatten und Flächen Ähnlichkeiten mit einem trauernden Gesicht erkennen können, das werden wir kaum sagen können. Aber es *gibt* solche gemeinsame Eigenschaften. Die Faszination von solchen Bildern besteht ja zu einem nicht unerheblichen Teil darin, dass sie trotz ihrer Andersartigkeit *tatsächlich* so aussehen wie z.B. ein trauerndes Gesicht. Wir werden nicht nur an ein trauerndes Gesicht erinnert, oder darauf verwiesen oder assoziieren es damit. Sondern wir erkennen, dass es *so aussieht* wie eines.

#### **4 Einwände gegen ähnliches Aussehen**

Es gibt Einwände gegen die These, dass Bilder so aussehen wie das, was sie abbilden. Und zwar nicht nur bei solchen Bildern, wo dieser Einwand ganz berechtigt erscheint, nämlich bei abstrakten Bildern oder konstruktivistischen, bei reinen Farbkompositionen oder Ornamenten. Und auch nicht nur bezogen auf bestimmte Hinsichten, also dass z.B. expressionistische Gemälde hinsichtlich ihrer Farbgebung nicht so ähnlich aussehen wie

die abgebildeten Dinge. Sondern die Einwände richten sich ganz allgemein gegen die Aussage, dass Bilder so ähnlich aussehen, wie das, was sie abbilden, seien sie nun realistisch und figurativ oder nicht. Ich möchte zeigen, dass diese Einwände nicht berechtigt sind.

Der erste Einwand betrifft Bilder von fiktiven Dingen, also Bilder von Hexen, Drachen, Fantasielandschaften oder Einhörnern. Wenn es einen Gegenstand nicht gibt, kann auch nichts ihm ähneln, so lautet das Argument.<sup>70</sup> Ähnlichkeit ist ein Vergleich zwischen zwei Dingen, und wenn eines davon nicht existiert, dann gibt es auch keinen Vergleich.

Doch dass dieser Einwand fehlgeleitet ist, zeigt sich schon darin, dass wir im Alltag ganz problemlos über Ähnlichkeiten zwischen existierenden und nicht-existenten Dingen sprechen: „Mit diesem Bart sieht er so ähnlich aus wie Käpt'n Iglu“ sagt man, oder „Dieses Auto sieht so aus wie ein Ufo“ oder „Dieses Haus sieht so ähnlich aus, wie das, von dem ich gestern geträumt habe“. Doch weder gibt es Käpt'n Iglu, noch Ufos (wahrscheinlich), noch das erträumte Haus. Auch fiktive Dinge aus Erzählungen oder Filmen vergleicht man oft mit wirklichen Dingen. Der Industrielle Arnheim in Musils „Mann ohne Eigenschaften“ ähnelt z.B. dem historischen Walther Rathenau, manche Landschaften aus „Herr der Ringe“ ähneln der südenglischen Heimat Tolkiens, und wir alle kennen den Disclaimer: „Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt“.

Zwei Dinge sind einander ähnlich, wenn sie gemeinsame Eigenschaften haben. Ähnlichkeit mit fiktiven Dingen ist also genau dann problematisch, wenn es problematisch ist, diesen fiktiven Dingen bestimmte Eigenschaften zuzuschreiben. De facto tun wir das jedoch sehr häufig.<sup>71</sup> Odysseus (nehmen wir einmal an, er sei eine fiktive Gestalt) war klug und gerissen, sagt man, und von einem Einhorn sagt man, dass es genau ein Horn habe.

Nun stimmt es natürlich, dass eine solche Zuschreibung anders funktioniert als bei existierenden Dingen. Von Odysseus zu sagen, er sei gerissen, ist etwas anderes als es von Joschka Fischer zu sagen. Die Wahrheitsbedingungen der beiden Aussagen sind sehr verschieden.

---

<sup>70</sup> Danto, *Transfiguration of the Commonplace*, S. 68; Goodman, *Languages of Art* S.25; Scholz, *Bild, Darstellung, Zeichen*, S. 34; Lopes, *Understanding Pictures*, S. 197-208.

<sup>71</sup> Für eine ausführliche Argumentation entlang dieser Linie siehe Novitz, *Pictures, Fiction and Resemblance*.

Aber die Frage lautet, ob ein solcher Unterschied eine Rolle spielt, wenn wir Aussagen über Ähnlichkeiten bei Bildern machen. Denn die Eigenschaften, hinsichtlich derer Bilder so ähnlich aussehen, wie das, was sie abbilden, sind ja ganz „normale“ Eigenschaften, die auch ein nicht-fiktiver Gegenstand haben könnte. Wie wir im letzten Abschnitt gesehen haben, sehen Bilder, die keine Trompe-l'œil Bilder sind, vor allem hinsichtlich Form-Eigenschaften so ähnlich aus, wie das, was sie abbilden.<sup>72</sup> Wenn man nun einen anderen Gegenstand heranzieht, um solche Formeigenschaften zu verdeutlichen, dann scheint es keine Rolle zu spielen, ob es diesen Gegenstand nun in Wirklichkeit gibt. Oft genug benennen wir ja gar keine Einzelgegenstände, wenn wir über Ähnlichkeiten reden, sondern beziehen uns auf Dinge, die durch indefinite Beschreibungen charakterisiert werden. „Die Arena sieht (hinsichtlich ihrer Form) so aus, wie eine riesige Salatschüssel“ könnte man sagen. Die Frage, ob es riesige Salatschüsseln gibt, ist dabei ganz irrelevant. Es reicht, dass wir wissen, welche Form etwas hat, wenn es eine riesige Salatschüssel ist.

Abgesehen davon wäre es für Aussagen über das ähnliche Aussehen von Bildern auch nicht problematisch, wenn Ähnlichkeiten mit fiktiven Dingen einen anderen „Status“ hätten als Ähnlichkeiten mit wirklichen Dingen. Es ist nur notwendig, dass es *irgendeinen* Sinn gibt, in dem man fiktiven Dingen Eigenschaften zuschreiben kann. Denn dann gibt es auch *irgendeinen* Sinn, in dem wirkliche Dinge so ähnlich aussehen können wie diese. Und in *diesem* Sinne sehen Bilder dann so ähnlich aus, wie das, was sie abbilden. Wenn eine wirkliche Person auf eine Weise so ähnlich aussehen kann wie Käpt'n Iglu, dann kann auf die gleiche Weise auch ein Bild so ähnlich aussehen wie Käpt'n Iglu. Wenn also unsere alltäglichen Aussagen über Ähnlichkeiten zwischen wirklichen und fiktiven Dingen *irgendetwas* Wahres aussagen, und nicht einfach falsch sind oder Unsinn, dann können auch die Aussagen über ähnliches Aussehen bei Bildern auch auf die gleiche Weise wahr sein.

---

<sup>72</sup> Problematischer als *so ähnlich* auszusehen wie ein fiktiver Gegenstand (nämlich hinsichtlich „normaler“ Form- und Farb-Eigenschaften) ist daher so auszusehen, *als ob* etwas ein fiktiver Gegenstand sei, bzw. als ob etwas fiktive Eigenschaften habe. Also die Frage, ob es Trompe-l'œil Bilder von fiktiven Dingen geben kann. Kann etwas so aussehen, *als ob* es ein Einhorn oder eine Hexe sei? Das hängt davon ab, ob es einen Betrachter geben könnte, der glaubt, ein Einhorn oder eine Hexe zu sehen. Wenn Einhörner z.B. als mythologische also nicht-existente Wesen definiert sind (siehe z.B. Kripke, *Naming and Necessity* S. 156), dann ist das vielleicht nicht möglich. Das hat jedoch keinen Einfluss darauf, dass etwas *so ähnlich* aussehen kann wie ein Einhorn oder eine Hexe.

Einen weiteren Einwand gegen die These, dass Bilder so ähnlich aussehen wie das, was sie abbilden, haben wir schon einige Male gestreift: nämlich dass eine solche Aussage inhaltsleer oder zumindest uninteressant sei. Wenn Ähnlichkeit darin besteht, dass gemeinsame Eigenschaften vorhanden sind, dann ähnelt jeder Gegenstand jedem anderen, denn es lassen sich immer gemeinsame Eigenschaften finden, und sei es nur die Eigenschaft, ein Gegenstand zu sein. "That a given two things are similar will hardly be notable news if there are no two things that are not similar.", schreibt Goodman.<sup>73</sup>

Der Einwand erscheint ebenfalls wenig schlagkräftig angesichts der Tatsache, dass wir im Alltag ständig über Ähnlichkeiten reden, ohne den Eindruck zu haben, sinnentleerte Aussagen zu machen. „Der neue VW Polo sieht so ähnlich aus, wie der Golf“ sagt man, und will damit durchaus etwas sagen.

Das Problem besteht eher darin, dass man mit diesem Satz auch eine leere Aussage machen *könnte*, z.B. indem man hinzufügt: „...denn beide sehen so aus wie ein Auto“. Aussagen über Ähnlichkeiten beziehen sich immer auf bestimmte gemeinsame Eigenschaften. Sie sind daher immer gerade so interessant, wie die Eigenschaften es sind, auf die sie sich beziehen.

Die Aussage, dass Bilder so ähnlich aussehen wie das, was sie abbilden, kann man also für interessant oder uninteressant halten, je nachdem ob die Eigenschaften interessant sind, auf die sich das bezieht. Und das ist natürlich sowohl von dem jeweiligen Bild abhängig, als auch davon, was man für interessant erachtet. Ein Kind, das ein Auto malt, indem es einen runden Klecks auf das Papier macht, bezieht sich damit auf die (für uns!) recht uninteressante Eigenschaft, dass beides, Klecks und Auto kompakte Gegenstände sind. Somit ist auch die Aussage, dass der Klecks so ähnlich aussieht wie das Auto, vielleicht eine uninteressante Aussage.

Aber Bilder können den abgebildeten Dingen auch auf interessantere Weise ähneln. Die Eigenschaften hinsichtlich derer ein gutes Portrait so ähnlich aussieht wie die abgebildete Person sind oft spannend, entlarvend oder im Falle einer Karikatur auch amüsant. Interessante Bilder sehen hinsichtlich interessanter Eigenschaften so aus, wie das was sie abbilden, und uninteressante Bilder hinsichtlich uninteressanter Eigenschaften, könnte man sagen. Aus der Tatsache, dass es uninteressante Ähnlichkeiten gibt, folgt nicht, dass alle Ähnlichkeiten uninteressant sind.

---

<sup>73</sup> Goodman, *Seven Strictures on Similarity*, S. 25.

Trotzdem scheint der anfängliche Einwand nun seine Berechtigung zu haben. Wenn ähnliches Aussehen sich immer auf bestimmte Eigenschaften bezieht, dann ist die *allgemeine* Aussage, nämlich dass Bilder so aussehen wie das was sie abbilden, eine leere Aussage - eben weil dabei auf keine besondere Eigenschaft Bezug genommen wird. Man hätte nichts interessantes über den Begriff der Abbildung gesagt.

Aber das liegt daran, dass auch der Begriff der Abbildung bzw. der abgebildeten Dinge für sich genommen recht leer ist. Wenn man behauptet, dass ein Auto abgebildet ist, dann kann das ja im Sinne der Kinderzeichnung oder im Sinne einer gestochen scharfen Fotografie der Fall sein. Je nachdem in welcher Hinsicht ein Bild so ähnlich aussieht wie die abgebildeten Dinge, sind auch diese Dinge in einer anderen Hinsicht abgebildet.<sup>74</sup> Uninteressante Ähnlichkeiten bringen uninteressante Abbildungen mit sich, könnte man sagen. Die *allgemeine* Aussage, dass Bilder so *ähnlich aussehen* wie das, was sie abbilden, ist also tatsächlich eine leere Aussage, weil die *allgemeine* Aussage, dass etwas *abgebildet* ist, ebenso leer ist. Füllt man den Begriff der Ähnlichkeit durch spezielle Eigenschaften, so füllt sich auch der Begriff der Abbildung und ebenso die Aussage, die beide miteinander verbindet.

Es gibt noch einen weiteren Einwand, der hier nicht unerwähnt bleiben soll, auch wenn er erst in einem späteren Kapitel zur Geltung kommen würde. Manchmal wird behauptet, dass ähnliches Aussehen bei Bildern davon abhängig sei, was sie abbilden. Goodman schreibt: „resemblance and deceptiveness, far from being constant and independent sources and criteria of representational practice, are in some degree products of it.”<sup>75</sup> Man könne also nicht über die Ähnlichkeiten eines Bildes oder sein ähnliches Aussehen sprechen, ohne dabei zu berücksichtigen, was auf dem Bild abgebildet sei. Ob ein Bild einem anderen Gegenstand ähnelt oder nicht, sei davon abhängig, ob es ihn abbildet oder nicht. Lopes, der Goodmans Einwand aufgreift, nennt diesen Einwand daher den „independence challenge“.<sup>76</sup>

Nun ist dieser Einwand recht seltsam. Eine Ähnlichkeit besteht zwischen zwei Dingen genau dann, wenn sie gemeinsame Eigenschaften haben. So lange diese Eigenschaften unabhängig davon sind, ob einer der Gegenstände etwas abbildet oder nicht, besteht auch die Ähnlichkeit unabhängig davon. Kurz: Wenn ein Gegenstand

---

<sup>74</sup> Den genauen Zusammenhang zwischen den beiden werden wir in Kapitel 3 kennen lernen.

<sup>75</sup> Goodman, *Languages of Art*, S. 39; siehe auch Scholz, *Bild Darstellung Zeichen*, S. 58.

<sup>76</sup> Lopes, *Understanding Pictures*, S. 17.

einem anderen ähnelt, hinsichtlich solcher Eigenschaften wie die typische Form eines Menschen zu haben, eckig zu sein oder rot zu sein, dann ist diese Ähnlichkeit unabhängig von Fragen der Abbildung, weil diese Eigenschaften unabhängig davon sind. Der „independence challenge“ ist bei den meisten Eigenschaften erfüllt. Die Ähnlichkeit eines Gegenstandes kann nicht davon abhängig sein, dass es ein Zeichen für etwas ist, denn der Gegenstand kann gleichzeitig als Zeichen für verschiedenes verwendet werden. Der gleiche Gegenstand hätte dann je nach seiner Rolle, die er spielt, verschiedene Ähnlichkeiten, und daraus würde folgen: der gleiche Gegenstand hätte verschiedene Eigenschaften. Es kann sich nicht um eine Ähnlichkeit hinsichtlich solcher Eigenschaften wie Form oder Farbe handeln, die uns bei Bildern interessieren.

Wie kommt man überhaupt dazu eine Abhängigkeit der Ähnlichkeit von Abbildung zu vermuten? Das Problem scheint mir durch eine Vermischung aus epistemischen und metaphysischen Fragestellungen zu entstehen. Lopes verwendet das Beispiel eines Handzeichens, das in der Taubstummen-Sprache für Kaninchen steht: „The third class of signs consists of those whose similarity to their subjects is evident only once we know what they refer to. Only once you know what the sign for a rabbit stands for do you see its resemblance to a rabbit. Its resemblance to its referent is ‘representation-dependent’.”<sup>77</sup>

Die Abhängigkeit zwischen Ähnlichkeit und Abbildung („reference“ bei Lopes) besteht also darin, dass der Betrachter eine Ähnlichkeit nur dann *bemerkt*, wenn er weiß was repräsentiert wird. Das ist aber keine Aussage über das Bestehen von Ähnlichkeiten, sondern über das Bemerkten von Ähnlichkeiten. Ob eine Ähnlichkeit zwischen Kaninchen und dem Zeichen für Kaninchen besteht, ist eine andere Frage als die, welches Wissen ein Betrachter haben muss, um dies zu erkennen. Das Erkennen einer Ähnlichkeit und nicht die Ähnlichkeit selbst ist abhängig von seiner Rolle als Zeichen.

Allerdings geht es bei Bildern nicht um Ähnlichkeit, sondern um ähnliches *Aussehen*. Und wie etwas aussieht, ist durch die gewonnenen Überzeugungen eines angenommenen Betrachters bestimmt. Man könnte nun behaupten, dass hier epistemische und metaphysische Fragestellungen sowieso vermengt sind, weil das Aussehen mit den gewonnenen Überzeugungen eines angenommenen Betrachters

---

<sup>77</sup> Lopes, *Understanding Pictures*, S. 16.

verbunden ist. Und dieser könnte sich ja von seinem Wissen beeinflussen lassen, dass er es mit einem Zeichen zu tun hat.

Aber warum sollte er das tun? Er weiß ja ebenso gut, dass eine gemeinsame Form oder Farbe unabhängig davon sind, ob etwas abgebildet ist oder nicht. Vielleicht würde er auf bestimmte Ähnlichkeit mit einem Kaninchen besonders achten, wenn er weiß, dass sich das Zeichen auf ein Kaninchen bezieht. Aber diese Voreingenommenheit verändert ja nicht seine Überzeugungen, sondern macht nur manche „Sachverhalte“ für ihn offensichtlicher als andere. Dass ein Gegenstand ein Zeichen für etwas ist, kann dazu führen, dass er „offensichtlicher“ so aussieht, wie das, was er abbildet. Aber ähnliches Aussehen entsteht nicht dadurch, dass etwas ein Zeichen ist. Das Aussehen von Bildern (hinsichtlich Form und Farbe) ist nicht auf relevante Weise davon abhängig, ob etwas auf ihnen abgebildet ist, oder nicht.

Allerdings bringt der letzte Abschnitt in Erinnerung, dass Aussehen ganz grundsätzlich von vielen Faktoren abhängig ist. Eine Zeichnung auf der ein Mann zu sehen ist sieht zwar so aus wie ein Mann. Aber sie sieht auch so aus wie eine Zeichnung, wie ein verästeltes Stück Draht, wie Linien auf einem Papier, etc. Aussehen ist immer vielfältig und abhängig von Interessen und Hintergrundannahmen. Bilder sehen so aus, wie das, was sie abbilden. Aber wenn man wissen will, was auf einem Bild abgebildet ist, dann kann man nicht einfach umgekehrt fragen, wie es denn aussehe. Bilder (so wie alle Gegenstände) sehen wie vieles aus. Ihr ähnliches Aussehen muss weder besonders auffällig sein, noch ist es immer im Zentrum des Interesses. Je nachdem welche Eigenschaften einen Betrachter oder einen angenommenen Betrachter gerade interessieren, steht ein anders Aussehen im Vordergrund.<sup>78</sup>

Dass Bilder so aussehen wie das, was sie abbilden, trifft auf die meisten Bilder also zu, und man macht damit auch keine inhaltsleere Aussage. Aber weder sehen Bilder *nur* so aus, wie das, was sie abbilden, noch sehen sie „besonders stark“ so aus.

## 5 **Räumliches und flaches Aussehen**

Ich habe argumentiert, dass Bilder, obwohl sie flach sind, so aussehen können wie räumliche Gegenstände. Und zwar deshalb, weil sie selbst räumlich aussehen können.

---

<sup>78</sup> Darauf ist oft hingewiesen worden. Siehe z.B. Scholz, *Bild, Darstellung, Zeichen*, S. 55; Goodman, *Seven Strictures on Similarity*, S. 25; Black, *How Do Pictures Represent?*, S. 121.

Farbstrukturen auf der Leinwand können so aussehen wie ein Würfel, weil ein Betrachter vorstellbar ist, der sie für einen räumlichen Würfel hält.

Umgekehrt können räumliche Gegenstände aber auch flach aussehen. Ein Drahtwürfel, der auf einer weißen Fläche liegt, kann unter bestimmten Lichtverhältnissen und einem bestimmten Blickwinkel so aussehen, als ob er flach wäre. Man kann sich einen Betrachter vorstellen, der sich täuschen lässt, und zu der Überzeugung kommt, er sehe statt des Würfels ein paar schwarze Linien auf einer Fläche. Der Würfel sieht also in einem gewissen Sinne so aus wie ein flaches Muster, weil man sich einen Betrachter vorstellen kann, der glaubt, es sei eines. Räumliches Aussehen ist so wie alles andere Aussehen relativ zu einem angenommenen Betrachter und man kann sich einen Betrachter vorstellen, der sich täuschen lässt.

Man könnte nun einen Schritt weiter gehen und behaupten, dass alle, oder zumindest die meisten räumlichen Gegenstände in einer bestimmten Hinsicht flach aussehen. Da nämlich aus einer gewissen Entfernung räumliche Gegenstände nicht von geschickt platzierten Trompe-l'œil-Gemälden unterscheidbar sind, so scheint man sich immer einen Betrachter vorstellen zu können, der glaubt, auf eine bemalte Fläche zu schauen. Der Psychologe J. Gibson hat diese Sichtweise als „visuelles Feld“ bezeichnet. Das visuelle Feld ist eine Einstellung gegenüber visueller Wahrnehmung, die Dinge als Bild, d.h. als Fläche zu betrachten.<sup>79</sup> Eine Kugel, unter dem Aspekt des visuellen Feldes betrachtet, ist ein Kreis, ein Tisch, von der Seite gesehen, ist ein seltsam geformtes Trapez, etc.

Manche Autoren versuchen, das Aussehen von Bildern in Bezug auf ein solches visuelles Feld zu bestimmen. Um zu erklären, warum flache Bilder so aussehen wie räumliche Dinge, scheint das visuelle Feld ja gut geeignet zu sein: Wenn räumliche Dinge in bestimmter Hinsicht flach aussehen, dann könnten sie in dieser Hinsicht ja so aussehen wie Bilder. Oder anders formuliert: Bilder sehen so aus wie räumliche Dinge, weil räumliche Dinge ebenfalls flach aussehen. Meine These war dagegen gerade umgekehrt: Bilder können so aussehen wie räumliche Gegenstände, eben weil sie räumlich aussehen. Ich möchte im Folgenden zeigen, warum meine These vorzuziehen ist.

---

<sup>79</sup> Gibson, *The Visual Field and the Visual World*.

Eine der klarsten Ausarbeitungen des „visuellen Feldes“ stammt von Christopher Peacocke.<sup>80</sup> Sein Ausgangspunkt ist die Unterscheidung zwischen „sensitiven“ und „repräsentationalen“ Eigenschaften von visuellen Erlebnissen. Repräsentationale Eigenschaften repräsentieren die wahrgenommenen Dinge als etwas. Sie geben uns Informationen über die Welt. Sensitive Eigenschaften sind nicht-repräsentational, d.h. sie betreffen nicht die äußere Welt, sondern nur die Frage, wie es ist, das visuelle Erlebnis zu haben.<sup>81</sup> Ein Beispiel macht das deutlich: Gleich große, aber verschieden weit entfernte Bäume, nehmen wir als gleich groß wahr, d.h. sie werden durch das visuelle Erlebnis als gleich groß repräsentiert (in unserer bisherigen Diktion: wir sehen, dass sie gleich groß sind). Aber das visuelle Erlebnis ist gleichzeitig so, dass der weiter entfernte Baum anders erscheint, als der nahe Baum, nämlich irgendwie „kleiner“. Dieser Unterschied zwischen dem visuellen Erlebnis eines nahen und eines entfernten Baumes, kann, so Peacocke, nicht durch repräsentationale Eigenschaften des visuellen Erlebnis erklärt werden, weil die beiden Bäume ja als gleich groß repräsentiert werden. Daher muss es eine Aussage über die sensitiven Eigenschaften der Wahrnehmung sein. Wir sehen, dass die Bäume gleich groß sind (repräsentationale Eigenschaften), aber es gibt Unterschiede darin, „wie es ist“, die beiden Bäume visuell zu erleben (sensitive Eigenschaften).

Solche nicht-repräsentationale Eigenschaften, die nichts mit äußeren Gegenständen zu tun haben, geraten leicht in die Kritik von Wittgensteinschen Privatsprachen-Argumenten. Um dem zu entgehen, argumentiert Peacocke, dass sensitive Eigenschaften nicht nur subjektiv zugänglich sind.<sup>82</sup> Wir können uns darüber verständigen, dass weit entfernte Gegenstände irgendwie „kleiner“ erscheinen. Allerdings geschieht das nicht direkt, sondern indirekt. Denn „kleiner“ beziehe sich nicht auf die tatsächliche Größe der gesehenen Gegenstände, sondern darauf, wie groß sie im „visuellen Feld“ präsentiert werden. Und das „visuelle Feld“ ist die gedankliche Konstruktion einer transparenten Fläche, die senkrecht vor den Augen des Betrachters steht. Auf dieser nehmen entfernte Gegenstände eine kleinere Region ein, d.h. wir

---

<sup>80</sup> Peacocke, *Sense and Content* und Peacocke, *Depiction*. Peacocke (wie auch Malcolm Budd, *How Pictures Look*) will dabei nicht nur das Aussehen von Bildern charakterisieren, sondern auch den Begriff der Abbildung definieren. Dass dies so nicht möglich ist, dafür argumentiert überzeugend, glaube ich, Wollheim, *On Pictorial Representation*, S. 18. An dieser Stelle soll uns jedoch nur interessieren, ob Peacockes visuelles Feld dem Aussehen von Bildern gerecht wird.

<sup>81</sup> Peacocke, *Sense and Content*, S. 5.

<sup>82</sup> Peacocke, *Sense and Content*, S. 20-22.

könnten den entfernten Baum z.B. mit einer *kleineren* Fläche verdecken, als das bei dem näheren Baum möglich wäre - und dies ist ja eine objektive Tatsache. Das visuelle Feld ist dabei die Projektion der gesehenen Gegenstände auf eine imaginäre Fläche, und sie dient alleine als Hilfsmittel, um Aussagen über nicht-repräsentationale Eigenschaften von Wahrnehmung zu machen. Dass gesehene Gegenstände auf einem visuellen Feld so-und-so präsentiert werden, ist eine indirekte Aussage über die sensitiven Eigenschaften des visuellen Erlebnisses beim Betrachten der Gegenstände. Im Gegensatz zu Gibson ist Peacockes visuelles Feld also keine besondere Weise, unsere Welt zu betrachten, sondern ein nicht-repräsentationaler Aspekt normaler visueller Wahrnehmung.

Im Grunde ist Peacockes visuelles Feld aber mit meinem Begriff von epistemischem Aussehen vereinbar. Räumliche Gegenstände können flach aussehen, habe ich gesagt, weil ein Betrachter vorstellbar ist, der glaubt, eine Fläche zu betrachten. Peacockes imaginäres visuelles Feld entspricht gerade dieser vorgestellten Fläche des angenommenen Betrachters. Nur die Rechtfertigung dafür ist eine andere: Die Fläche des angenommenen Betrachters ist eine mögliche Beschreibung dessen, was er sieht – aber es ist eine falsche Beschreibung. Er glaubt zu sehen, dass da eine Fläche ist, obwohl es sich um einen Gegenstand mit räumlicher Tiefe handelt. Peacockes imaginäre Fläche hat dagegen keine „repräsentationalen“ Eigenschaften. Sie ist keine Beschreibung dessen, was man sieht und daher auch keine falsche. Stattdessen bezieht sie sich auf nicht-repräsentationale Eigenschaften der Wahrnehmung, die nichts damit zu tun haben, als was wir die Welt wahrnehmen.

Das visuelle Feld verwendet Peacocke nun, um zu erklären, wie Bilder aussehen. Sie sehen so aus wie das, was sie abbilden. Aber nicht hinsichtlich der repräsentationalen Eigenschaften visueller Erlebnisse, sondern *hinsichtlich des visuellen Feldes*.<sup>83</sup> Genauer gesagt erleben wir eine Ähnlichkeit auf Ebene der nicht-repräsentationalen Eigenschaften visueller Erlebnisse, und das kann durch das visuelle Feld indirekt beschrieben werden. Angenommen jemand betrachtet ein Bild der Kathedrale von Salisbury. Sie erkennt normalerweise, dass es ein Bild und somit flach ist. Das Bild wird als etwas repräsentiert, das hinsichtlich seiner Form *nicht* ähnlich der wirklichen

---

<sup>83</sup> Peacocke vermeidet allerdings den Ausdruck „sieht so aus wie“, weil er glaubt, dass dieser nur in Bezug auf repräsentationale Eigenschaften von Wahrnehmung angebracht ist. siehe Peacocke, *Depiction*, S. 390.

Kathedrale ist - denn diese ist ja nicht flach. Hinsichtlich der repräsentationalen Eigenschaften des visuellen Erlebnisses erleben wir keine Ähnlichkeit mit der wirklichen Kathedrale.<sup>84</sup>

Doch hinsichtlich der sensitiven Eigenschaften des visuellen Erlebnisses, d.h. hinsichtlich des visuellen Feldes, liegen die Dinge anders. Die Region, welche das Bild der Kathedrale im visuellen Feld einnimmt, ist die gleiche (oder zumindest ähnlich) wie die Region, welche die wirkliche Kathedrale im visuellen Feld einnehmen würde.<sup>85</sup> Das Bild der Kathedrale und die Kathedrale selbst könnten im visuellen Feld nämlich durch gleich oder ähnlich geformte Flächen verdeckt werden. Und diese Ähnlichkeit der Regionen erlebt ein Betrachter des Bildes. Er erlebt, dass die Region, die das Bild einnimmt, Ähnlichkeiten mit der Region hat, die Salisburys Kathedrale einnehmen würde. Solche hinsichtlich visueller Felder erlebte Ähnlichkeit nennt Peacocke „F-Beziehung“ (F wie „field“)<sup>86</sup>. Zwei Dinge stehen in einer F-Beziehung zueinander, wenn ein angemessener Betrachter hinsichtlich visuellem Feld, also hinsichtlich nicht-repräsentationaler Eigenschaften seiner visuellen Wahrnehmung eine Ähnlichkeit zweier Gegenstände erlebt. Und etwas ist genau dann ein Bild von X, wenn es in einer F-Beziehung zu X steht.<sup>87</sup>

Peacocke scheint damit eine Erklärung zu liefern, wie flache Bilder so aussehen können wie räumliche Gegenstände. Aber die Kosten für eine solche Erklärung sind hoch, denn das ähnliche Aussehen wird durch eine Ähnlichkeit von sensitiven Eigenschaften gewonnen. Ganz abgesehen davon, dass schon die Existenz solcher Eigenschaften gelinde gesagt umstritten ist<sup>88</sup>, ist auch fraglich, wie Ähnlichkeiten zwischen *nicht-repräsentationalen* Eigenschaften zu einer Beziehung zwischen *repräsentierten* Gegenständen führen kann. Kurz: warum steht das in der Wahrnehmung *repräsentierte* Bild in Beziehung zu der in einer möglichen Wahrnehmung *repräsentierten* Kathedrale, wenn *nicht-repräsentationale* Phänomene dabei Ähnlichkeiten aufweisen? Das ist ein bisschen so, wie zu behaupten, dass ein Bild in

---

<sup>84</sup> Peacocke, *Depiction*, S. 386-387.

<sup>85</sup> Peacocke, *Depiction*, S. 386-387.

<sup>86</sup> Peacocke, *Depiction*, S. 387.

<sup>87</sup> Peacocke, *Depiction*, S. 388-389. Für die Definition eines Bildes fügt Peacocke allerdings noch zwei weitere Bedingungen hinzu: es muss gewollt sein, dass es die R-Beziehung erfüllt und es darf keine wirklichen Ähnlichkeiten hinsichtlich der Form aufweisen, ansonsten hätten wir es mit einer Skulptur zu tun.

<sup>88</sup> Siehe z.B. die Kritik an Peacockes Unterscheidung von Harman, *The Intrinsic Quality of Experience*.

Beziehung zu einer Kathedrale steht, weil das Bild zufällig ein (nicht-repräsentationales) Kribbeln in der Kopfhaut verursacht, was auch beim Betrachten von Kathedralen der Fall ist.<sup>89</sup> Eigenschaften visueller Erlebnisse, die unabhängig davon sind, dass *eine Kathedrale* gesehen wird (repräsentiert wird), scheinen zu schwach zu sein, um das Aussehen von Bildern erklären zu können, auf denen eine Kathedrale abgebildet ist.

Budd hat versucht auf diese Kritik zu reagieren, indem er das visuelle Feld nicht aus sensitiven, sondern aus repräsentationalen Eigenschaften der Wahrnehmung konstruiert.<sup>90</sup> Im Vergleich damit, was uns in der Wahrnehmung repräsentiert wird, unterscheidet sich das visuelle Feld nur durch einen Mangel an räumlicher Tiefe, argumentiert er. Das visuelle Feld sei daher „ein echter Teil“ davon, wie uns die Welt beim Sehen repräsentiert wird, allerdings eben mit dem Zusatz, dass räumliche Tiefe „ausgeschlossen“ wird.<sup>91</sup> Das Ergebnis dieses „Ausschlusses“ ist ein bestimmter „Aspekt“ davon, wie die Welt uns in der visuellen Wahrnehmung erscheint.<sup>92</sup> De facto sehen unter diesem Aspekt die Dinge nun gerade so aus wie auf Peacockes oder Gibsons imaginärer Fläche: Entfernte Gegenstände sehen unter Ausschluss räumlicher Tiefe kleiner aus, körperliche Gegenstände sehen flach aus und geneigte runde Gegenstände oval.<sup>93</sup> Abgesehen von dem Verzicht auf sensitive Eigenschaften besteht der Vorteil gegenüber Peacockes visuellem Feld in einer klareren Beziehung zu den wahrgenommenen Gegenständen. Der repräsentationale Gehalt von Wahrnehmung ist die Welt, wie sie uns visuell zu sein scheint, d.h. mit welchen Eigenschaften behaftet sie uns erscheint. Ein entfernter Baum scheint uns ebenso groß zu sein wie ein naher. Aber unter einem bestimmten Aspekt, nämlich unter der Ausblendung räumlicher Tiefe, scheint er uns größer zu sein. Das visuelle Feld ist also nichts anderes als, wie uns die Welt zu sein erscheint, unter Ausschluss räumlicher Tiefe.

Auch Budd kann das Aussehen von Bildern nun in Bezug auf das visuelle Feld erklären. Bilder sehen so aus wie das, was sie abbilden, in dem Sinne, dass sie unter dem Aspekt der Ausblendung räumlicher Tiefe so aussehen.<sup>94</sup> Konkret bedeutet das:

---

<sup>89</sup> Eine solche Kritik findet sich bei Hopkins, *Picture, Image and Experience*, S. 88-92.

<sup>90</sup> Budd, *How Pictures Look*.

<sup>91</sup> Budd, *How Pictures Look*, S. 157.

<sup>92</sup> Budd, *How Pictures Look*, S. 159, siehe dort auch Fußnote 6.

<sup>93</sup> Budd, *How Pictures Look*, S. 158.

<sup>94</sup> Budd, *How Pictures Look*, S. 155-157.

Beim Betrachten einer Würfel-Zeichnung erkennt und erlebt man eine Ähnlichkeit zwischen den flachen Strukturen des Bildes mit den im visuellen Feld repräsentierten Strukturen eines echten Würfels unter Ausschluss von räumlicher Tiefe.

„First, your experience must involve a visual awareness of the presence before you of a marked surface. Secondly, you must see the structure of the surface as being isomorphic with the structure of the visual field representation of the picture’s subject when seen from a certain point of view, namely that from which it has been depicted.“<sup>95</sup>

Grundsätzlich ist die Strategie von Budd also die gleiche wie bei Peacocke: Flache Bilder sehen so aus wie räumliche Gegenstände, weil beide, auf das visuelle Feld projiziert, ähnlich *sind*. Die beiden visuellen Felder unterscheiden sich nicht durch ihre Struktur, sondern durch ihren ontologischen Status.

Doch es ist fraglich, ob Budd dabei viel besser abschneidet als Peacocke. Es bleibt nämlich unklar, was repräsentationaler Gehalt unter „Ausschluss“ oder „Abstraktion“ räumlicher Tiefe sein soll.

Erstens ist nicht klar, wie das Ergebnis eines solchen Ausschlusses ein repräsentationaler Gehalt sein kann. Etwas ist nur dann repräsentationaler Gehalt, wenn es mit Informationen oder Überzeugungen *über die Welt* verbunden ist. Da die Welt jedoch nicht flach sondern räumlich ist, scheint Budds visuelles Feld auf eine systematische Fehlrepräsentation hinauszulaufen. Das wäre noch zu ertragen, denn es handelt sich ja nur um einen bestimmten „Aspekt“ der Wahrnehmung. Aber Repräsentationen, also auch Fehlrepräsentationen müssen zumindest prinzipiell zu entsprechenden Überzeugung führen. Wenn visuelle Wahrnehmung mir etwas als eckig repräsentiert, so glaube ich, oder bin geneigt zu glauben, oder habe Gründe zu Glauben, dass es eckig ist. Aber niemand scheint geneigt, entfernte Bäume für kleiner zu halten. Daraus folgt eigentlich, dass Budds visuelles Feld *nicht* ein „echter Teil“ des repräsentationalen Gehaltes ist (und das war ja auch Peacockes Argumentation für nicht-repräsentationale Eigenschaften).

Ich will nicht ausschließen, dass auf diese Einwände eine Antwort gefunden werden kann. Doch völlig unklar ist bei Budd, wie ein visuelles Feld aus repräsentationalem Gehalt „unter Ausschluss räumlicher Tiefe“ gewonnen werden kann. Nichts zeigt das besser als Budds eigenes Beispiel<sup>96</sup>: Angenommen ich sehe eine geneigte runde Fläche.

---

<sup>95</sup> Budd, *How Pictures Look*, S. 161.

<sup>96</sup> Budd, *How Pictures Look*, S. 158.

Der repräsentationale Gehalt meiner Wahrnehmung ist dann von der Art: „die Fläche ist rund und geneigt“. Wie kann man nun von diesem Gehalt seine räumliche Tiefe „abstrahieren“? Wie kommt man von dem Gehalt „ist rund“ zu „ist oval“? Auf jeden Fall ist es keine rein begriffliche Aufgabe. Das ist unschwer zu erkennen, wenn man einen Gehalt wie „ist ein Gesicht“ betrachtet. Es gibt keine Methode, um von dem Begriff „Gesicht“ auf den Begriff einer komplexen Fläche zu kommen, die ein Gesicht unter Ausschluss von Tiefe ist.

Wenn das visuelle Feld nicht direkt aus dem begrifflichen Gehalt konstruiert werden kann, wie gewinnt man es dann? Die Konstruktionsanleitung, die Budd gibt, ist erstaunlicherweise die gleiche wie bei Peacocke und hat nur sehr wenig mit repräsentationalem Gehalt zu tun. Es handelt sich wieder um die Projektion auf eine imaginäre Scheibe. Aber nun scheint es, als ob gegenüber Peacocke nichts gewonnen wäre. Denn wenn nicht erklärt wird, warum Eigenschaften des visuellen Feldes repräsentational sind, so bleibt die Frage offen, was diese Eigenschaften überhaupt mit dem Aussehen der Gegenstände zu tun haben. Oder anders formuliert: warum sieht ein Würfel flach aus, wenn er auf dem visuellen Feld flach ist?

Was sowohl Peacocke, als auch Budd fehlt, ist eine Rechtfertigung dafür, warum Eigenschaften des visuellen Feldes etwas aussagen über das Aussehen der Dinge.

Nun könnte man natürlich argumentieren, das sei ein Missverständnis. Es bedürfe keiner Rechtfertigung für Eigenschaften des visuellen Feldes, sondern dessen Konstruktion setze voraus, und beschreibe, wie die Gegenstände in einer bestimmten Hinsicht tatsächlich aussehen. Man könne Gegenstände auf einer imaginären Fläche nachzeichnen, weil die Gegenstände so aussehen, wie auf der Fläche nachgezeichnet. Das visuelle Feld sei, wie Peacocke das explizit formuliert, nur ein Hilfsmittel, um einen Aspekt zu beschreiben, den visuelle Erlebnisse aufweisen.

Doch auf diese Weise verliert das visuelle Feld seine Erklärungskraft in Bezug auf das Aussehen von Bildern. Wenn vorausgesetzt wird, dass eine Fläche gleich aussehen kann, wie ein räumlicher Gegenstand, dann kann man damit nicht mehr erklären, warum das bei einem Bild so ist. Dominic Lopes spricht vom Fehler eines „Internalisierens“ von Inhalten.<sup>97</sup> Um zu erklären wie mentale Zustände einen bestimmten Inhalt und bestimmte Eigenschaften haben, postuliert man innere Vehikel, die genau diejenigen

---

<sup>97</sup> Lopes, *Understanding Pictures*, S. 20-23; siehe auch Millikan, *Perceptual Content and Fregean Myth*.

Eigenschaften selbst aufweisen, die den Inhalt und die Eigenschaften des mentalen Zustandes ausmachen. Daran ist nichts falsches, solange man die Postulierung selbst noch nicht als Erklärung versteht.

Aber genau dies geschieht bei Peacocke und Budd. Um zu erklären, warum das flache Bild eines Würfels so aussieht wie ein räumlicher Würfel, wird beim Betrachten des räumlichen Würfels ein visuelles Feld postuliert, mit genau den Eigenschaften, die das Bild des Würfels hat. Und anschließend wird die Übereinstimmung zwischen Eigenschaften des visuellen Feldes und Eigenschaften des Bildes als Erklärung gefeiert.<sup>98</sup>

Eine solche Erklärung wäre nur dann interessant, wenn die Konstruktion des visuellen Feldes unabhängig davon wäre, dass eine imaginäre Fläche so aussehen kann wie ein Würfel. Doch dies ist weder bei Peacocke noch bei Budd der Fall.

Das visuelle Feld ist also weniger eine Erklärung, warum Bilder so aussehen können, wie die abgebildeten Dinge, sondern vielmehr die Postulierung, dass es so ist. Und zusammen mit ihrem zweifelhaften ontologischen Status scheinen sie auch in ihrer schwächeren Funktion als Veranschaulichung von Eigenschaften visueller Erlebnisse nicht allzu gut geeignet zu sein.

Aber wie steht es mit der Idee, die dahinter stand? Dass flache Bilder so aussehen können wie räumliche Gegenstände, weil räumliche Gegenstände flach aussehen können?

Ein gutes Maß an Skepsis ist angebracht. Aussehen von Bildern kann nicht einfach erklärt werden, indem man umgekehrt feststellt, dass etwas anderes so aussieht wie ein Bild. Denn daraus, dass X so aussieht wie ein Bild, folgt nicht auf die gleiche Weise, dass das Bild so aussieht wie X. Aussehen ist nicht einfach umkehrbar. Von einem schlecht verkleideten Gauner zu sagen, er sehe aus wie ein Polizist, ist eine Sache. Aber von einem Polizisten zu sagen, er sehe aus wie ein schlecht verkleideter Gauner, eine ganz andere.

---

<sup>98</sup> Lopes Argumentation ist nur am Rande mit dem Aussehen von Bildern beschäftigt. Sein eigentliches Argument richtet sich gegen die Bild-Definition von Peacocke/Budd. Das visuelle Feld, stellt er fest, ist selbst nichts anderes als ein Bild. Und zu behaupten, dass Bilder Ähnlichkeiten mit visuellen Feldern haben, besagt nur, dass Bilder Ähnlichkeiten mit Bildern haben. Die problematische Beziehung zwischen Bild und Welt, bliebe außen vor. McIntosh, *Depiction Unexplained*, S. 283 nennt diese Abhängigkeit des visuellen Feldes vom Bild-Begriff „The Problem of Priority“ bei Peacocke.

Der Unterschied beruht darauf, dass „aussehen *wie* etwas“ meist asymmetrisch verwendet wird. Auszusehen *wie* X, bedeutet so auszusehen, als ob es gemeinsame Eigenschaften mit X gäbe. Aber meistens vergleicht man das Aussehen eines Gegenstandes dabei mit den *tatsächlichen* Eigenschaften eines anderen Gegenstandes und nicht auch mit dessen Aussehen. Wenn X so aussieht wie Y, dann sieht es so aus, als ob es bestimmte Eigenschaften *hätte*, die X *hat*, will man sagen.

Ein Kind, das sich für den Karneval als Polizist verkleidet, sieht so aus wie ein Polizist, weil es so aussieht, als ob es Eigenschaften *hätte*, die ein Polizist *hat*. Es könnte z.B. eine braune Jeans und einen grünen Anorak tragen, die man im Prinzip für eine Polizeiuniform halten könnte. Es muss keine echte Polizeiuniform tragen, um so auszusehen wie ein Polizist, sondern es reicht, wenn seine Kleidung so aussieht, als ob es eine Uniform wäre. Das Kind sieht so ähnlich aus wie ein Polizist, weil es so aussieht, als ob es eine Polizeiuniform *hätte*, die ein echter Polizist tatsächlich *hat*.<sup>99</sup>

Von einem Polizisten kann man nicht auf die gleiche Weise sagen, er sehe so aus wie ein verkleidetes Kind. Es hat nämlich keinen Sinn zu behaupten, es sehe so aus, als ob er die Uniform *hätte*, die das Kind *hat*. Denn das Kind hat ja keine Uniform. Das Kind sieht also so ähnlich aus wie ein Polizist, aber ein Polizist nicht so ähnlich wie ein Kind, sagt man.<sup>100</sup>

Kehren wir zurück zu Bildern. Man muss also vorsichtig sein, wenn man daraus, dass ein Würfel so aussieht wie eine farbige Fläche, schließen will, dass eine farbige Fläche dann so aussieht wie ein Würfel. Den Zusammenhang, den Budd und Peacocke im Sinn zu haben scheinen, kann man folgendermaßen rekonstruieren:

Erstens sieht ein Würfel auf eine Weise flach aus (ob man das nun in Bezug auf ein visuelles Feld beschreibt oder nicht). Außerdem soll diese flache Struktur Ähnlichkeiten mit dem Bild eines Würfels haben, d.h. sie hat gemeinsame Form-Eigenschaften damit, nennen wir sie F. Es gilt also:

---

<sup>99</sup> Es sieht nicht selbst so aus, *als ob* es ein Polizist wäre, weil man es niemals für einen Polizisten halten würde.

<sup>100</sup> Aber wird „aussehen wie“ nicht doch symmetrisch verwendet, weil man ja eine Uniformhose ebenso gut für eine Jeans halten kann, wie eine Jeans für eine Uniformhose? Nein, denn dann handelt es sich um ein ähnliches Aussehen hinsichtlich unterschiedlicher Eigenschaften. Und es ist etwas anderes, ob ein Betrachter vorstellbar ist, der glaubt, Eigenschaften eines Polizisten erkennen zu können oder einer der glaubt Eigenschaften eines verkleideten Kindes zu erkennen. So ist es z.B. leicht vorstellbar, dass ein normaler Betrachter eine Theateruniform von der Berliner Volksbühne für eine echte Uniform hält, aber nur sehr spezielle Berliner Betrachter könnten eine echte Uniform für eine Theateruniform aus der Berliner Volksbühne halten.

Der Würfel sieht so aus wie eine flache Struktur mit der Eigenschaft F.

Auch die Farbstrukturen auf dem Bild sollen diese Eigenschaft F haben:

Die Farbstruktur auf dem Bild hat die Eigenschaft F.

Man kann davon ausgehen, dass die Farbstruktur auf dem Bild die Eigenschaft F nicht nur hat, sondern, dass es auch so aussieht. Also folgt:

Die Farbstruktur auf dem Bild sieht so aus wie etwas mit der Eigenschaft F, und der Würfel sieht ebenfalls so aus wie etwas mit der Eigenschaft F.

Reicht das aus, um zu erklären, warum das Bild so aussieht wie ein Würfel? Sehr überzeugend klingt das nicht. Denn das Aussehen des Bildes spielt dabei praktisch keine Rolle. Man erklärt eher, warum ein Würfel so aussehen kann, wie ein Bild, als dass man umgekehrt eine Aussage über das Aussehen des Bildes macht. So wie es wenig überzeugend klingt, wenn man das Aussehen des Polizisten beschreibt, indem man ihn mit einem verkleideten Kind vergleicht. Man vergleicht einen Gegenstand, der eine Eigenschaft F hat, mit etwas, das nur so aussieht, als habe es diese Eigenschaft. Aber in manchen Fällen reden wir tatsächlich so. Man könnte z.B. von einem schlechtgelaunten Freund sagen, dass er gerade so aussehe wie eine Kröte, denn auch eine Kröte sehe ja immer so schlechtgelaunt aus. Man vergleicht den Freund, der schlechtgelaunt ist, mit einer Kröte, die nur so aussieht.

Ich will also nicht behaupten, dass es unmöglich ist, von flachen Bildern zu sagen, dass sie so ähnlich aussehen wie ein räumlicher Gegenstand, weil räumliche Gegenstände in gewisser Hinsicht flach aussehen.

Aber das meinen wir normalerweise nicht, wenn wir von einem Bild sagen, es sehe so aus wie ein räumlicher Gegenstand. Denn die Eigenschaften hinsichtlich derer eine solche Ähnlichkeit „in der Fläche“ gelten sollte, sind gar nicht diejenigen, die uns interessieren und auch nicht diejenigen, die wir normalerweise erkennen können. Wenn ein Bild so aussehen würde wie ein Würfel, weil der Würfel flach aussieht, dann hätte man es mit einer Ähnlichkeit zwischen zwei flachen Projektionen des Würfels zu tun. Die gemeinsamen Eigenschaften, die man erkennen soll, wären dann in der Fläche zu suchen. Bild und Würfel würden nicht hinsichtlich einer Würfelform ähnlich aussehen, sondern hinsichtlich einer flachen Projektionsstruktur.

Doch solche Eigenschaften in der Fläche sind recht komplex. Die Projektionsstruktur eines Würfels besteht z.B. aus einem Muster sich kreuzender Linien. Nun mag es möglich sein, dass jemand dieses Linienmuster auf einem Bild als genau das erkennt,

das auch ein Würfel hinterlässt, wenn man ihn auf eine Fläche projiziert. Aber wer tut das schon. Die meisten Menschen könnten diese gemeinsamen Eigenschaften nicht einmal dann beschreiben, wenn sie es wollten.<sup>101</sup>

Je komplexer das Bild, desto unplausibler ist die Vorstellung, man könne Ähnlichkeiten, d.h. gemeinsame Eigenschaften zwischen Bild und abgebildetem Gegenstand auf der Ebene flacher Strukturen ausmachen. Welche Eigenschaften hat z.B. die Zeichnung eines angeschnittenen Kuchens mit einem angeschnittenen Kuchen gemeinsam, wenn beides flächig gesehen werden soll? Den wenigsten Menschen wird eine Antwort gelingen. Aber natürlich erkennt jeder sofort, dass die Farbstrukturen der Zeichnung so ähnlich aussehen wie ein angeschnittener Kuchen. Das liegt eben darin, dass gemeinsame Eigenschaften im *räumlichen* Aussehen der beiden gefunden werden und nicht im flachen.

Dass Bilder flach aussehen, ist weniger ein Grund dafür, dass sie so aussehen wie das, was sie abbilden, als es der Grund dafür ist, dass sie so aussehen wie Bilder. Das Bild einer Geige sieht so aus wie ein Bild, weil es flach aussieht. Aber es sieht so aus, wie eine Geige, weil es nicht nur flach, sondern auch räumlich aussieht. Es hat Farbstrukturen, die so aussehen, als ob sie die Form einer Geige hätten.

Räumliches Aussehen von Bildern ist eine Errungenschaft der Malerei. Ein großes und ein kleines Männchen nebeneinander auf einer Leinwand sehen eben noch nicht so aus, wie zwei Menschen die unterschiedlich weit entfernt sind, obwohl sie, auf ein visuelles Feld projiziert, Ähnlichkeiten damit haben. Erst wenn der Maler noch andere „Tricks“ anwendet, wie perspektivische Linien, Verdeckungen, Schraffuren, etc., dann sieht das Bild auch so aus, wie ein nahes und ein entferntes Männchen. Wer das Aussehen von Bildern nur in der Fläche sucht, der verkennt eine der beeindruckendsten Eigenschaften von Bildern: nämlich die, dass sie räumlich aussehen können.

Ich habe versucht, in diesem Kapitel zu beschreiben, in welcher Hinsicht Bilder so aussehen, wie die Dinge, die sie abbilden. Ausgangspunkt bildete unser alltäglicher

---

<sup>101</sup> Das gleiche Problem entsteht, wenn man die Ähnlichkeit zwischen einem Bild und dem abgebildeten Gegenstand in der flachen „Umrisslinie“ („outline shape“) finden will, wie es Hopkins, *Picture, Image and Experience* oder Hyman, *Pictorial art and visual experience* und Hyman, *Words and Pictures* vorgeschlagen haben. Die wenigsten Menschen könnten die Umrisslinie von einem räumlichen Würfel erkennen (geschweige denn von einem komplexeren Körper), wenn sie nur als Linie gegeben würde. Das Erkennen einer gemeinsamen Umrisslinie kann daher nicht das zentrale Erlebnis der gesehenen Ähnlichkeit zwischen Bild und Abgebildetem sein.

Begriff von Aussehen, d.h. in welcher Hinsicht ein Gegenstand so aussehen kann wie ein anderer. Diesen Begriff von Aussehen habe ich auf Bilder übertragen. Und es hat sich herausgestellt, dass Bilder in diesem ganz alltäglichen Sinne oft so ähnlich aussehen wie das, was sie abbilden. Wie auch sonst, wenn wir Dingen ein ähnliches Aussehen zuschreiben, bezieht sich eine solche Aussage auf ganz bestimmte Eigenschaften, hinsichtlich derer die Ähnlichkeit wahrgenommen wird. Bei Bildern sind das vor allem Eigenschaften von Form und Farbe. Sie sehen hinsichtlich Form und Farbe so ähnlich aus, wie die Dinge, die auf ihnen abgebildet sind.

Aber macht ein solches Aussehen eine farbige Fläche zu einem Bild? Sind Bilder einfach ein visuelles Phänomen, und zeichnen sich dadurch aus, dass sie so aussehen wie andere Dinge?

Ich glaube nicht. Im folgenden Kapitel werde ich argumentieren, dass das Aussehen von Bildern keine hinreichende Bedingung dafür sein kann, dass etwas auf ihnen abgebildet ist. Abbildung ist stattdessen eine Beziehung die sich aus der *Bedeutung* von Bildern entwickelt, die sie für uns haben. Bilder stehen für das, was sie abbilden, sie beziehen sich darauf.